

"Spanien gehört zu Europa"

Abreise des 2. spanischen freiwilligen Bataillons

Madrid, 14. Juli. Die Abreise des zweiten Bataillons der Madrider Freiwilligen in der Nacht zum Montag gestaltete sich beinahe zu einer noch mächtigeren Kundgebung als die Abreise der ersten Kämpfer gegen den Bolschewismus. Bis unter die riesigen Gewölbe des Nordbahnhofes waren die Zuschauer geflüchtet, um das Schauspiel der Abreise mitzuerleben. Alle Eisenträger, Rampen und Dächer der auf den Bahnsteigen haltenden Züge waren dicht besetzt von Menschen. Inmitten des jubelnden und singenden Volkes hielten Außenminister Serrano Suner und der Kommandeur der Blauen Division, General Munoz Grande, Ansprachen vom Dach eines Funkautos, wo gleichzeitig ein Rundfunkantenne den Hörern aller spanischen Sender einen Eindruck von der Abschiedsfeier gab.

"Ich beneide euch um eure schöne und große Aufgabe. Ihr werdet jene Blutopfer zurückzahlen, die Deutschland und Italien für die Rettung unseres spanischen Vaterlandes gaben. Ihr werdet an der Seite der besten Truppen der Welt kämpfen und sollt ihnen an Mut und Geist ebenbürtig sein." Diese letzten Worte der Ansprache Serrano Suners gingen in Hochrufen auf Spanien und Deutschland unter.

General Munoz Grande erklärte, daß die Begeisterung, mit der das ganze spanische Volk seine Söhne an die Sowjetfront schickte, nur einen reiflichen Sieg im Gefolge haben könne.

"Ich verspreche den Müttern, die mir das Leben ihrer Söhne anvertrauen, daß sie bedeckt mit Ruhm heimkehren werden." Aus zehntausend Rufen ertönte minutenlang im Sprechchor die Forderung: "Noch eine Division gegen die Bolschewisten!" Landwirtschaftsminister Miguel Primo de Rivera mahnte die Freiwilligen, stets des Märschers und Gründers der Nationalbewegung, Jose Antonio, zu gedenken. Die Forderung, daß nach der Sowjetunion, weil Spanien zu Europa gehöre. Als sich der Zug in Bewegung setzte, flogen den Freiwilligen Hunderte kleiner Blumensträuße zu. Das Nationallied klang noch lange nach, als der letzte Wagen mit der Aufschrift: "Adios Madrid! Arrriba Espana!" die Halle verlassen hatte.

Als Freiwilliger gemeldet

Madrid, 14. Juli. Der ehemalige republikanisch-spanische Admiral zur See, Villalba, der während des spanischen Bürgerkrieges Garnisonkommandeur von Malaga war, hat bei der spanischen Regierung um die Erlaubnis nachgesucht, sich den spanischen Freiwilligen, die gegen die Sowjetunion kämpfen wollen, anzuschließen.

Reichsdeutsche aus der Sowjetunion

Berlin, 14. Juli. Die deutsche Botschaft in Antara meldet, daß am 13. Juli vormittags, unter Führung des Botschafters Graf von der Schulenburg, mit tatkräftiger Unterstützung der bulgarischen und türkischen Regierung die Mitglieder der deutschen Botschaft in Moskau und den deutschen konsularischen Vertretungen in Leningrad und Batum mit ihren Angehörigen über die sowjetisch-türkische Grenze in die Türkei eingereist sind.

Die Mitglieder des deutschen Generalkonsulats im Wladivostok sind bereits am 12. Juli aus der Sowjetunion in der Mandchurei eingetroffen. Botschafter von der Schulenburg hat gleichzeitig etwa 100 deutsche Reichsangehörige, die sich bei Beginn der deutsch-sowjetischen Feindseligkeiten noch in der Sowjetunion aus beruflichen oder sonstigen Gründen aufhielten, seinem Transport angeschlossen.

Für die unverzügliche Ausreise derjenigen noch in der Sowjetunion befindlichen Reichsdeutschen, die aus verkehrstechnischen Gründen die sowjetisch-türkische Grenze bisher nicht erreichen konnten, wird im Benehmen mit den Schutzmachtvertretungen gefordert.

In Antara eingetroffen

Antara, 14. Juli. Frauen und Kinder der türkischen Gefandtschaftsangehörigen in Moskau trafen am Sonntag nach fünfzehntägiger Reise in Antara ein. Wie berichtet wird, sind die Frauen der Attasches für Luftfahrt und Handel an der französischen Botschaft in Moskau, die sich im gleichen Zuge befunden hätten, von den Sowjetbehörden in Tiflis aus dem Wagen geholt und zurückgehalten worden.

Bolschewistische Giftgaslüge

Berlin, 14. Juli. Die britische Reuteragentur und der Sender Daventry verbreiteten am Nachmittag des 13. Juli eine Meldung aus Moskau, wonach sowohl der stellvertretende Chef der Sowjet-Informationsbüros, Kosowitsch, als auch der sowjetische Gesandte in Buenos Aires behauptet haben, daß von deutscher Seite im Kampf gegen den Bolschewismus Giftgas Verwendung gefunden habe.

Gemäß der mehrfach wiederholten eindeutigen Erklärung der Führung der deutschen Wehrmacht, solange kein Giftgas in Anwendung zu bringen, als der Gegner selbst davon Abstand nimmt, bedarf es keiner besonderen Bestätigung von deutscher Seite, daß bis heute auf keinem Kriegsschauplatz von deutscher Seite Giftgas gegen den Feind eingesetzt wurde.

Die Nachhaber in Moskau scheinen in ihrer verzweifelten Lage nach dem gewaltigen Durchbruch der deutschen Truppen durch die Stalinlinie diese Giftgaslügen mit der Absicht zu verbreiten, daraus eine Berechtigung ableiten, ihrerseits mit der Verwendung von Giftgas zu beginnen.

Die Führung der deutschen Wehrmacht wird jeden Verstoß der Bolschewisten, das völkerrechtliche Verbot einer Anwendung von Giftgas zu durchbrechen, mit allerhöchsten Gegenmaßnahmen beantworten.

Neue Steuererhöhungen in USA

Washington, 14. Juli. Präsident Roosevelt kündigte auf der Pressekonferenz neue Steuererhöhungen an. Eine Teilvorlage sollte dem Kongreß jetzt zugehen, während eine Ergänzungsvorlage im kommenden Winter vorgelegt werden würde. Gleichzeitig gab Präsident Roosevelt bekannt, daß eine neue Fällung des Englands-Hilfsgelehtes ausgearbeitet werde. Vermutlich könne sie jedoch noch nicht in dieser Woche an den Kongreß geleitet werden.

Militärdienstpflicht für Eingeborene

Batavia, 14. Juli. Der Gekochende Volksrat beschloß mit 43 gegen 4 Stimmen die Einführung der Militärdienstpflicht für Eingeborene, eine Maßnahme, auf die bisher stets grundsätzlich verzichtet wurde. Die Dienstpflicht erstreckt sich auf die männlichen Eingeborenen im Alter von 18 bis 45 Jahren.

Großer Brand in Karlstad in Schweden

Stockholm, 14. Juli. Ein großer Brand brach in der Nacht zum Montag im Einfuhrhafen von Karlstad aus. Mehrere große Magazine und Lagergebäude gerieten in Brand. Die Schäden sind

Beklemmungen Churchills

Groteske Verdrehungsmanöver

Stockholm, 14. Juli. Wir fragen uns alle, werden die Bombenangriffe wiederkommen und wann werden sie sich wiederholen?, erklärte Churchill am Montag bei einem Essen im Londoner Rathaus. Die Angst vor der Zukunft, wenn auch der bolschewistische Komplize niedergeschlagen am Boden liegt, durchzitterte die Rede Churchills. Er ging darin auf die Auswirkungen der deutschen Vergeltungsansätze gegen London ein und sprach von den kompliziertesten Verwaltungsproblemen, vor die die Stadtviertel gestellt worden seien. Ueber vier Monate lang sei Alarm auf Alarm gefolgt. Manchmal funktionierte das Gas nicht mehr — sehr oft die einzige Möglichkeit für viele Bevölkerungsschichten, sich etwas zu leisten. Die Wasserleitungen waren zerstört, Eisenbahnstrecken vernichtet.

Die Zahl der Toten gab Churchill allein für London mit 25.000 an; noch viel mehr seien verwundet worden. Wir wissen, daß diese Opfer auf sein Schuldkonto fallen. Churchill war es, der in unseliger Verblendung mit den wahllosen Bombenangriffen auf Deutschlands Zivilbevölkerung begann. Das haben wir ihm oft genug ins Gedächtnis rufen müssen. Aber auch in seiner letzten Rede wiederholte er die Reiztypen Behauptung, Deutschland habe den Anfang gemacht. Bezeichnend für die grotesken Verdrehungsmanöver dieses Mannes ist, daß er Warschau als Beispiel anführt. So kurz ist das Gedächtnis der Welt denn doch nicht, daß sie vergessen hätte, daß diese Stadt durch eine verbrecherische Militärdiktatur auf englischen Rat zu einem Festungswort gemacht wurde, das unter Aufopferung der Bevölkerung den deutschen Siegeszug aufhalten sollte. Churchill kommt es nur auf Schein an, wobei er sich keine Mühe gibt, die Wirkung seiner Worte auf Unvoreingenommene zu bedenken. So macht er sich denn auch lächerlich, indem er von dem bestialischen Angriff gegen Rußland sprach, „zu dem unsere Herzen sprechen“. Allerdings sind es nur die Herzen der Drahtzieher und jüdischen Hintermänner, die da zueinander sprechen. — In die bombastischen Tiraden, mit denen Churchill zum Abschluß den Engländern Mut zusprechen versuchte, mischte sich immer wieder die Angst vor der Abrechnung: Wir haben uns vorzubereiten auf schlimme Angriffe.

Der italienische Wehrmachtbericht

Rom, 14. Juli. Der italienische Wehrmachtbericht vom Montag hat folgenden Wortlaut: Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt: In Nordafrika wurde an der Tobruk-Front eine feindliche Abteilung vom Feuer unserer Artillerie in die Nacht geschlagen. Luftverbände der Achse haben feindliche Stellungen bombardiert und Depots in der Umgebung von Marsa Matruh in Brand gesetzt. In Tobruk wurden Artilleriestellungen, Verpflegungslager, Ansammlungen von Kraftfahrzeugen und die Hafenanlagen bombardiert. — Zwei britische Flugzeuge, die verlustig, Tripolis anzuweisen und von unseren Jägern abgeschossen wurden, sind brennend ins Meer gestürzt. — Auf der Insel Rhodos haben feindliche Flugzeuge einige Schiffe bombardiert, wodurch jedoch nur leichte

bisher noch nicht annähernd zu ermitteln. Nach Meldung von „Stockholms Tidningen“ dürfte jedoch mit einem Schaden von annähernd 1 Million schwedischen Kronen gerechnet werden müssen.

Schäden entstanden. — In Ostafrika lebhaften Artillerieeinsatz im Abschnitt von Vohseff.

Vergebliche Ausbruchversuche

Die Lage der eingeschlossenen Engländer wird immer schwieriger

Rom, 14. Juli. Ein Sonderberichterstatter der Nachrichtenagentur Stefani meldet, daß die in Tobruk eingeschlossenen englischen Truppen in den letzten Tagen wiederholt überraschende Ausfälle versucht hätten, um die deutsch-italienische Belagerung zu brechen, aber jedesmal sofort zurückgeworfen wurden und starke Verluste erlitten. Die Lage dieser in Tobruk eingeschlossenen Streitkräfte gestaltet sich angesichts der Vernichtungsaktion der deutsch-italienischen Luftwaffe und der unerbittlichen Unterbindung der Zufuhren jeden Tag schwieriger.

Roosevelts Tanz um den Krieg

(Schluß von der 1. Seite.)

Griechenland, Jugoslawien, Spanien, Portugal, Finnland und der Türkei zum Kriege oder verurteilt diese Staaten durch offene Druckmittel — wie im Falle Frankreich und Irland — zu einer gegen das Reich gerichteten Haltung zu bestimmen. Das war bereits aktive Einmischung, ebenso wie die mittelbare Hilfe von Kriegsschiffen und Flugzeugen der USA bei der Verletzung deutscher Schiffe in der amerikanischen „Sicherheitszone“. Gleichzeitig weitete der Präsident die „westliche Hemisphäre“ nach eigenem Geschmack aus. Die „Patrouillenfahrten“ der US-Marine erstreckten sich bald bis zu 3000 km gegen Europa. Es wurde offensichtlich: Der „Kriegensbringer“ von Washington legte alles darauf an, Deutschland zu provozieren. Roosevelt wollte den Krieg nicht selbst erklären, denn das war ihm ohne Zustimmung des Kongresses nicht möglich.

Als das Reich in den Abwehrkampf mit dem Bolschewismus trat, und Europa sich hiermit solidarisch erklärte, sah Roosevelt seinen so sorgsam aufgepöppelten Aggressionschwund zusammenbrechen. Um einer weiteren Abführung der amerikanischen Volkseinnahme vorzuziehen, schritt der Präsident zu der Methode der „vollendeten Tatsachen“. Die Besetzung Islands erfolgte.

Diese Attacke auf Europa „begründete“ Roosevelt mit einem angeblichen Hilferufen der isländischen Regierung. Das glatte Gegenteil war jedoch in Wirklichkeit der Fall. Die „westliche Hemisphäre“ war „geplatzt“, die Roosevelt-Aggression bedenklich fortgeschritten, der Kongreß umlegte, das Volk der USA neuerlich betrogen, um damit nicht nur England, sondern zugleich auf dem Bolschewismus den Rücken zu stärken.

Die „Times“ sah in Roosevelts Sprung ins deutsche Operationsgebiet „eine natürliche Erscheinung der Engländerhilfe“. Also kein Wort von Abwehrmaßnahmen, sondern eingeständenermaßen: Aggression. — Die Fortsetzung der jahrelang betriebenen Kriegspolitik des Präsidenten. Wie eifrig Roosevelt bemüht ist, einen Anlaß zum Kriegseintritt zu finden, zeigen die (auf der ersten Seite des „Patriot“ veröffentlichten) sensationellen Enthüllungen der schwedischen Zeitung „Aftonsbladet“. Es handelt sich um unerhörte verbrecherische Provokationsabsichten, die Roosevelt und seine jüdischen Trabanten mit einem dreifachen Tritt gewissenlos zu verwirklichen entschlossen zu sein scheinen. Der Präsident der Vereinigten Staaten ist also in seinem Tanz um den Krieg schon in eine wahnsinnige Ralei geraten. Wenn diese neue Phase in Roosevelts Kriegspolitik nicht oder schäblich wird, die Zukunft eindeutig beweisen.

Vom Bug bis hinter den Njemen

Mit der Flak unaufhaltsam vorwärts — Flintenweiber im Nahkampf

(P. A.) Es ist Sonntagmorgen. Ringsum hoch in den Lüften unendlich weite Landschaft scheint eingetaucht in eine Almhölle tiefsten Friedens. Wöhlig drängt das Gefühl an die Sinne und verläßt sich dort einzuschmelzen. So natürlich aber auch die Bereitschaft für dieses Empfinden ist, so wach, so hellhörig ist jeder von uns Soldaten, die wir hart am Feind stehen. Wie lange eigentlich schon?

Wir hatten viel Zeit gebraucht, um uns darüber Rechenschaft geben zu können, wenn nicht das Radiogerät im Aufnahmewagen unseres Funkberichters Zeit und Nachrichtenquelle gewesen wäre. Tage und Nächte gehen dahin im Gleichmaß des Vorwärtsdrängens auf staubigen Straßen und Wegen, unter der glühenden Sonne des Ostens, in seinen empfindlich kalten Nächten. Und dieser seine graue Staub, der in wirbelnden Wolken hinter jedem rollenden Fahrzeug hängt, der in die feinsten Ritzen eindringt, alles pubertäglich überzieht, Augen, Nase und Ohren verklebt, ist der lästigste Begleiter auf den Wegen gegen das Herz der Sowjetunion. Was bedeuten dagegen die kleinen Intermezzi am Rande der Bormarschstraße mit verpörrigen Truppenteilen der Sowjets, mit Baumstümpfen, die — namentlich nachts — verfluchen, was das Leben lauer zu machen! Hiergegen gibt es Mittel. Und wir haben schon einige Erfahrung darin, diesen Gegner zum Schweigen zu bringen. In unserem Element fühlen wir uns aber erst dann, wenn wir mit unserer schweren Flakbatterie in Stellung gehen können. Wir kennen die Güte unserer Waffen und Geräte. Jedes Soldatenherz lacht, der jemals die Flak im Erdkampf erlebt, der die Wirkung ihrer Waffen gesehen hat. Was Wunder, wenn auch heute wieder der Flaksoldat nach jedem Stellungswechsel auf die nächste Gelegenheit brennt, dem Feinde Aug in Aug gegenüberzutreten. Aber auch andere Batterien müssen zeitweise mit in vorderster Linie sein. So wechseln sich in regelmäßigem Turnus die Batterien an der Spitze ab. Heute ist eine Woche vergangen, seit die Bugstellungen bei W. bezwungen wurden, seit

der Übergang über den Bug den Bormarsch einleitete. Unsere Batterie war nach Erledigung ihrer Erdkampf Aufgabe während des Flugs und damit Grenzüberganges im weiteren Verlauf dieses ersten Tages zur Luftverteidigung eingesetzt. Was wir dort in wenigen Stunden erlebten, war uns allen wie eine Offenbarung über den Verlauf und Ausgang dieses Krieges.

Gegen Mittag ist der erste Fliegeralarm. Wahrhaftig, eine ganze Staffel Martin-Bomber der Sowjets, „Feuerüberfall!“ Salvo auf Salvo verläßt die Geschützrohre. Sprengwolken liegen im und um den fliegenden Verband, sprengen ihn schieflich. Und ehe wir uns noch recht versehen, kommen die deutschen Flieger, unsere Jäger, herangebraut. Was sich nun abspielt, ist das Werk weniger Minuten. Der erste feindliche Bomber „stinkt“, er zieht eine Rauchfahne hinter sich her, brennt schieflich lichterloh und geht lenklos zur Erde; schnell wiederholt sich das gleiche Schauspiel da, dort und drüben. Ein Fallschirm pendelt hoch in der Luft. Das ist alles, was sich aus den stützenden, brennenden Flugzeugen retten kann. Wenig später stehen vier tiefschwarze Rauchpilze in der Landschaft, die schnell gegen den Himmel wuchsen, dann breitschiger werden und schließlich wie dünne Fahnen als Fanal des Krieges und Sieges zugleich vom Vernichtungssturm her über das Land dehnen. Noch je einmal durchfliegen nachmittags Sowjetbomberflugzeuge unseren Beobachtungsraum. Jedesmal flitzen sowjetische Maschinen brennend zur Erde. Der größte Augenblick für uns aber ist, als unsere Batterie an diesem Tage einen weiteren Abschluß für sich buchen kann.

Im ganzen zählen wir innerhalb von gut fünf Stunden 17 Abschüsse in einem Gebiet, das etwa fünf Kilometer im Geviert mißt. Was muß die feindliche Luftwaffe an diesem ersten Tage verloren haben?

In unseren Reihen ist Hochstimmung. Sie macht sich Luft in fast übermütigen Gesprächen der Temperamentvollen und plant sich fort in optimistischen Erörterungen über Lage und Ausichten in diesem Kriege bei den Besinn-

lichen. Der erste Kriegstag neigt sich dem Ende zu. Das Loben der Waffen ist verstummt. Nur in der Ferne grölzt es hin und wieder dumpf und böse. Unsere Batterie steht auf gepörrt auf einem in die Hauptstraße mündenden Nebenweg. Kolonne an Kolonne schiebt sich an uns vorbei, bis wir selbst in die Rollbahn einzuweichen können und als Bestandteil dieser riesigen Schlange ohne Kopf, ohne Schwanz, in Feindesland vorziehen, unaufhaltsam, unaufhaltsam, mal schneller, mal im Schneidentempo, mal rastend, wenn Glieder vor uns Hindernisse zu überwinden haben. Eine Nacht vergeht, ein Tag und wieder eine Nacht. Wir rollen, rollen, stehen und rollen wieder. Wir vermachen förmlich mit unseren Fahrzeugen, kleben auf ihnen, verfluchen häusliche Ordnung in die beengten Verhältnisse zu bringen, essen und fallen für eine halbe Stunde — übermüdet in einen Schlaf, der keine Entspannung schafft. Schlaf wird schließlich ein Luxusbedürfnis. Sind wir doch in Feindesland, in einem Land, aus dessen tiefen Wäldern zu jeder Stunde, zu jeder Minute oder Sekunde der Gegner zum Schlag auszuholen kann. Die Handabdrucke liegen jederzeit griffbereit. Eifrig beobachten wir das Gelände links und rechts der Straße. Aufmerksamkeit ist beim Soldaten das halbe Leben.

An weiten Strecken ist der Krieg gänzlich spurlos vorübergegangen. Dann aber liegen plötzlich beiderseits der Bormarschstraße auf einer Länge von vielleicht zwei Kilometern 20, 30, 40, ja 50 und mehr ausgebrannte, zerstörte oder mandorierunfähige feindliche Panzer, erledigt von der eigenen Panzerwaffe, mit der wir, von der Flak eines Flakkorps, Hand in Hand an gemeinsam gestellte Aufgaben herangehen.

Abwärts fündet das frühe Licht der Zeit um die Tag- und Nachtgleiche den beginnenden Morgen. Purpurn steigt der Tag — Morgenrot... Was sieht uns der schwermütige Sinn eines Liedes an! Der neue Tag weckt neue Lebenskräfte, die wir frohgemut erproben wollen und bald auch in die Schanze schlagen sollen.

Gegen Mittag geht der Ruf die Kolonne entlang: „Scharf rechts heran fahren!“ Wir halten, stehen ab. Im Nu sind die Wagen leer, wie auf Kommando liegt alles im Gras, dehnt und streckt sich und ehe man recht weiß, wie das geschieht, hat der Schlaf sein Recht gefordert.

Zwei Stunden Rast, aus denen 16 Stunden Kampf auf Viegen oder Brechen wurden.

Nach sind die Sowjets, das Gros der Batterie ist noch durchgekommen. Dann wurde der Weg abgeschnitten. Der junge Leutnant laggt das in einem Ton, der alles andere als Befriedigung verriet. Wenig später zeigen sich am Horizont der linken Flanke Staubwolken. „Feindliche Kolonnen!“ meldet der Posten. Sie durchschneiden das Gelände, verschwinden am gegenüberliegenden Waldrand. Das wiederholt sich mehrere Male. Wir haben uns Schützenlöcher gegraben, sichern nach der offenen Flanke hin. Stunden vergehen im leichten Geplänzel. Jede Augenblick konnte die feindliche Übermacht sich Geltung verschaffen. Aber erst gegen Abend hat uns der Gegner, durch Waldulken gedeckt, umgangen, hat uns den Rücken abgeschnitten. Nun beginnt ein Kampf Mann gegen Mann, der bis um sechs Uhr in der Frühe andauert. Die Nachschublieferung vermag indessen die feindliche Kräfte zu binden. Ein Dorf in Schutt und Asche, ausgebrannte Fahrzeuge, tote und Verwundete von hüben und drüben sind die sichtbaren Spuren dieses Nachtgefehtes. Unter den Toten und Verwundeten aber — ja wir haben recht gehört, erkennen konnten wir sie im Dunkel nicht, befinden sich Flintenweiber, deren sich die Sowjetarmee bedient. Der deutsche Soldat wendet sich voller Widerwillen, voller Abscheu von diesem Bild.

Unterwegs werden Flanke und Bormarschweg von Panzern, Flak und Schützen vollends gesäubert. Wir rollen wieder zum Gros unserer Batterie, erzählen, hören von ihren großen Erfolgen, können in der folgenden Nacht wieder einmal schlafen, ohne die Sprache der Waffen, die, in dieser wie auch in den folgenden Nächten immer wieder gesprochen wird, auch nur zu hören.

Dann sitzen wir wieder drei Tage und drei Nächte in unsern Fahrzeugen, ziehen in geradezu abenteuerlich anmutenden Nachtfahrten bis über den Njemen hinaus und bilden mit Einheiten des Heeres den Teil eines Regiments, in dem ein größeres Kontingent der feindlichen Armee eingeschlossen ist. Was helfen ihnen ihre Durchbruchversuche! Der Ring, in dem die Flak des Flakkorps ein hartes Glied bildet, ist einfach nicht zu sprengen.

Kriegsbericht Gerhard Kirsch.

PA. Vor der Infol stehen die Schlangen. Sie Anweise, mit dem Operationsgebiet ren können. Ueber ragen ununterbro Raikraftwagen v schub an die Front Die Front ist stlich. Der K ist schlafen. Ein v Häusern, die v Flammen aufsteig Gebäude. Weir mit Rotkreuz-Bin wachung der lan ferung übernomm rollen in bunten Verwundete in d die Wirren des kommen bechäuf wagen gefahren. Jellblazett abli Vor vielen K im Stahlhelm. panietube, War Attenbündel wer dem Marsch dur machten, gehen n der Stadt. It B langen Märchen erite Großstadt. Allerdings wied mehr als hund geföhrt, wenn He ordnung vor Aug kern, der dem e stad entspricht, ratter zu beßer meiten Städte turen, es fliekt Weite wie selbst sondern nur die it. Von den Maichinen. und tistindrie und einer tursen A merken. Wenn liche Entwickl Stellen ferner d mehr als hunde der Provinz. N viele Kriege lit zum zweiten U haben deutsche A Auf den B Hauptplatzes, de ist und noch le

Die Ma

Es gibt ein Zeiten den Kul wird; sie führt regimes. Deu Jahrt auf ihr die Erde, brech und bereiten d schwedischen figes Inferno germanischer H ser Straße in und Nacht geht deutschen Nach den und aufge hergestell, sie i scher Pioniere auf deutschen straße I“ zu fin Schlachtfeld. sind Schlachtfreuzt, sind Ra fekt von Sch und Geschöftri sind Schützenk rand Befestigu Sowjetpanzer terien stehen o noch gefeuert der Sowjetar ausgebrannt. Kampf seine U Und diese Str gepriesenen b vollendet sich i Einen eife milten quer u legen, zu Hun durch das Ge Inbegriff un Weltanschauu Industriellistie fei. Welch hochbegabten Bolschewisten ihr gleichzeiti der Hand de llich der Mot jeshu die schi des planende In einer schlugen die feindliche Ma von neuem, d her maßstie dern daß imr Bewußtsein e Bersten der heulen unser schwedische Grabe getrag Ammer d

Sonderberichterstatter
esani meldet, daß die
englischen Truppen
berholt überraschende
um die deutsch-
brechen, aber jedes-
wurden und starke
ange biefer in Tobrut
gegestalt sich ange-
der deutsch-italieni-
unerbittlichen Unter-
Tag schwieriger.

um den Krieg

1. Seite.)

Spanien, Portugal,
zum Kriege oder ver-
offene Druckmittel
und Irland — zu
erhalten Haltung zu
bereits aktive Ein-
mittelbare Hilfe von
eugen der USA, bei
Schiffe in der amerita-
Gleichzeitig weitete
die Hemisphäre" nach
Die „Patrouillen-
e erstreckten sich bald
ropa. Es wurde offen-
inger" von Washing-
Deutschland zu pro-
den Krieg nicht selbst
um ohne Zustimmung
ich.

Schwehrkampf mit dem
Europa sich hiermit
overtelt seinen so for-
gressionschwundel zu
weiteren Abklärung
smeinung zuvorzu-
dent zu der Methode
en": Die Belagerung

uropa „begründete“
geblieben Hilfeeruchen
g. Das glatte Gegen-
schaft der Fall. Die
war „geplakt“, die
nlich fortgeschritten,
das Volk der USA.
amit nicht nur Eng-
f dem Bolschewismus

Roosvelts Sprung ins
„eine natürliche Er-
andhilfe“. Also kein
ahmen, sondern ein-
ion. — die Fortsetzung
en Kriegspolitik des
Roosvelts bemüht ist,
geintritt zu finden,
Seite des „Patriot“
nellen Enthüllungen
„Atombomben“. Es
verbrecherische Pro-
Roosvelts und seine
einem dreifachen Tri-
en entschlossen zu sein
der Vereinten Staa-
um den Krieg schon
ierei geraten. Wenn
oosvelts Kriegspolitik
die Zukunft eindeutig

denen 16 Stunden
Brechen wurden.

jets, das Gros der
ommen. Dann wurde
„Der junge Leutnant
der alles andere als
enig später zeigen sich
Klanke Staubwolken,
meldet der Posten. Sie
de, verschwinden am
and. Das wiederum
haben uns Schützen-
ach der offenen Flanke
im letzten Geplänkel.
die jenseitige Über-
offen. Aber erst gegen
er, durch Waldschlüssen
aus den Rückweg abge-
n Kampf Mann gegen
Uhr in der Frühe an-
nung vermag in diesen
binden. Ein Dorf in
annte Fahrzeuge, tote
n und drüben sind die
Nachtgefehtes. Unter
eten aber — ja wir
en konnten wir sie im
ich Kintewerker,
armee bedient. Der
ch voller Widerwillen,
Bild.

Plante und Bormar-
und Schützen vollends
eder zum Gros unserer
en von ihren großen
olgenben Nacht wieder
Sprache der Waffen,
a den folgenden Nach-
ochen wird, auch nur

er drei Tage und drei

ehen in geradezu
Nachtfahrten bis
und bilden mit Ein-
teil eines Keils, in
gent der feindlichen

Was helfen ihnen
Der Ring, in dem
starkes Glied bildet.

ter Gerhard Kirsch.

Bialystok nach der Einnahme

Don Kriegsberichter Erich Pecher

PK. Vor der Feldkommandantur in Bialystok stehen die Einwohner der Stadt in langen Schlangen. Sie erhalten hier erste provisorische Anweisung, mit denen sie ungehindert das noch im Operationsgebiet liegende Stadtgebiet passieren können. Ueber das Kopfsteinpflaster vorbeiragen ununterbrochen feldgraue Autos, große Lastkraftwagen vor allem, die den nötigen Nachschub an die Front bringen.

Die Front ist jetzt schon viele Kilometer weit östlich. Der Kanonendonner ist lange eingeschlafen. Ein leiser Brandgeruch von den Häusern, die vor dem deutschen Einmarsch in Flammen aufgingen, weht über die niedrigen Gebäude. Wehrmänner, Männer und Frauen, mit Kottreuz-Binden am Arm, haben die Uebernahme der sanitären Verhältnisse der Bevölkerung übernommen. Auf langen Panzerwagen rollen in bunten Bettfalten gebettete Kranke und Verwundete in das Zivilspital, die irgendwie in die Wirren des Krieges gerieten. Dazwischen kommen behutlich deutsche Krankentransportwagen gefahren, die verwundete Feldgraue im Feldlazarett abliefern.

Vor vielen Häusern stehen deutsche Posten im Stahlhelm. Ein Regimentsstab, eine Kompaniestube, Warenvorräte oder beschlagnahmte Aktenbündel werden bewacht. Soldaten, die auf dem Marsch durch Bialystok hier kurze Rast machten, gehen neugierig durch die Hauptstraßen der Stadt. In Bialystok immerhin nach wochenlangen Märschen durch Bauernland wieder die erste Großstadt, die sie zu Gesicht bekommen. Allerdings wieder hat die Einwohnerzahl von mehr als hunderttausend Personen sie irritiert, wenn sie deutsche Städte gleicher Größenordnung vor Augen hatten. Die Stadt hat einen Kern, der dem einer beliebigen deutschen Landstadt entspricht, ohne freilich freundlichen Charakter zu besitzen. Sonst ist Bialystok wie die meisten Städte im Osten ohne fahrbare Konstrukturen, es fliekt alles in eine undurchsichtige Weite wie selbst der Horizont keine Abgrenzung sondern nur die Andeutung neuer Entfernungen ist. Von den Eisenbahnen, von den den Maschinen- und Werkzeugfabriken, von der Textilindustrie und der chemischen Industrie ist bei einer kurzen Fahrt durch die Stadt nichts zu merken. Wenn man ein Gefühl für städtebauliche Entwicklungen hat, ist doch an manchen Stellen ferner deutscher Einfluß zu spüren. Vor mehr als hundert Jahren gehörte Bialystok zu der Provinz Neuostpreußen. Mittlerweile sind viele Kriege über diesen Ort hinweggegangen. Zum zweiten Mal in nicht ganz zwei Jahren haben deutsche Soldaten Bialystok erobert.

Auf den Bürgersteigen in der Nähe des Hauptplatzes, dessen eine Häuserfront abgebrannt ist und noch leise schwelt, flanieren die Ein-

wohner der Stadt, bleiben neugierig vor deutschen Lastwagen und Panzern stehen, sehen den Infanteristen zu, die in strammer Haltung vorbeimarschieren. Vor dem kommunistischen Parteilokal, daß die Weißruthenen nach dem Abzug der bolschewistischen Einpeitscher stürzten, liegen Berge roter Parteiliteratur, tausende Meter Spielfilme, mit denen die Welt Herrschaftsansprüche der Moskauer jüdischen Clique plausibel gemacht werden sollten.

Die Sowjets haben vor ihrem Abzug ganze Geschäftszentren geplündert. In einem Möbelgeschäft ist in der Auslage ein Klavier stehen geblieben. Ein vorübergehender Zivilist hat sich an das Piano gesetzt und er spielt jetzt Wiener Lieder, weil er glaubt, daß er damit den deutschen Soldaten eine kleine Freude bereitet. Neben den letzten Plakaten der Bolschewisten, die vor allem für die Sowjet-Armee und den nächsten Krieg dieser Armee Propaganda machten, kleben jetzt an den Lifschäulen die Aufrufe des deutschen Ortskommandanten, der vor allem jede Plünderung unterjagt. In den Schaufenstern der Kinos hängen noch die letzten Bilder aus den bolschewistischen Filmen. Entweder Militärfilme mit leichtverständlichem Titel zum Beispiel: „Zwei Fronten“ oder übliche, kitschige Sensationsmache mit edlen Bolschewisten und nicht bolschewistischen Verbrechern.

Im Schloßpark stehen noch immer zwischen den Begonienbeeten in Hammer- und Sichelform kommunistische Statuen von letzter Qualität. Vor dem Stadttheater ein Stalindenkmal in Denkerpostur mit der rechten Hand zwischen dem zweiten und dritten Rockknopf, an anderen Plätzen der Stadt Statuen, die Stalin als Kinderfreund, als Arbeiter, als Soldat zeigen. „Stalinstatuen sind das einzige, was uns die Sowjets gegeben haben. Aber was sie uns nahmen...“ jagt ein Bialystoker, der neben uns am Stalindenkmal steht.

Im Theater wir bereits nach den bolschewistischen Einquartierungen und Verwüstungen lauber gemacht. Vielleicht finden hier bald Aufführungen der Frontbühnen statt. An den Tischen eines nahegelegenen Kaffeehauses reinigt eine Infanterielkompanie unter Aufsicht ihrer Unteroffiziere die Waffen, die auch in den langen Märschen über Staubstraßen nicht leiden dürfen. Ueber ein paar Häuser weg klingt ein deutsches Soldatenlied.

Vom Turm des Schlosses in Bialystok aber weht die deutsche Kriegssflagge, weht den Nachschubkolonnen entgegen, die über die Vernichtungstrasse von Grodno, an der hunderte Panzer und Lastwagen der Sowjet-Armee zu Grunde gingen, in die Stadt kommen und wieder die Stadt verlassen weiter nach Osten fahrend, den fliehenden Feinden auf den Fersen.

Panzerstraße 1

Die Marschroute einer neuen Zeit / Don Kriegsberichter Lorenz Berch

Es gibt eine Straße im Osten, die in allen Zeiten den Ruhm der deutschen Waffen künden wird; sie führt mitten in das Herz des Sowjetregimes. Deutsche Panzer stürmen in großer Fahrt auf ihr voran, furchen ihre Bahn tief in die Erde, brechen jeden feindlichen Widerstand und bereiten den ihnen entgegengekommenen bolschewistischen Divisionen ein phantastisch graufiges Inferno der Vernichtung. Ein mächtiger germanischer Heerhahn zieht seit Tagen auf dieser Straße in den weiten Osten hinein. Tag und Nacht geht über sie der ruhelose Marsch der deutschen Nachschubkolonnen. Sie ist zerhackt und aufgerissen und doch wieder notdürftig hergestellt, sie wird von vielen Tausenden deutscher Pioniere instand gesetzt, die Straße, die auf deutschen Generalstabstarten als „Panzerstraße I“ zu finden ist.

Die Straße ist ein einziges riesenhaftes Schlachtfeld. Die Höhen, die sie zerschneidet, sind Schlachtfelder. Die Wälder, die sie durchkreuzt, sind Kampfgebiete. Die Felder sind zerhackt von Schützenlöchern, Bombeneinschlägen und Geschütztrichtern, die beiden Straßenränder sind Schützengruben, die Häuser am Straßenrand Befestigungen. Zerhackte und verbeulte Sowjetpanzer säumen den Weg, feindliche Batterien stehen auf den Feldern, als ob sie eben noch gefeuert hätten. Die besten Regimenter der Sowjetarmee wurden auf dieser Straße ausgebrannt. Hier zeigte der deutsche Panzerkampf seine ganzen apokalyptischen Schrecken. Und diese Straße ward auch zum Grab der vielgepriesenen bolschewistischen Panzerwaffe. Hier vollendet sich ihr Schicksal.

Einen eisernen Riegel wollten die Bolschewisten quer über diese deutsche Vornachstraße legen, zu Hunderten ließen sie ihre Kientants durch das Gelände schwärmen. Der Traktor. Inbegriff und Symbol der bolschewistischen Weltanschauung, der Stolz der sowjetischen Industrialisierungsversuche, sollte Wunder wirken. Welch ein Unterliegen! Dem technisch hochbegabten Volk der Deutschen wollten die Bolschewisten die Maschine entgegenstellen ohne ihr gleichzeitig innerlich überlegen zu sein. In der Hand des bolschewistischen Menschen aber blüht der Motor eine fessellose, tote Waffe. Es fehlt die schöpferische Kraft und exakte Arbeit des planenden Geistes.

In einer dampfenden, brütenden Hölle zerschlugen die deutschen Panzergeschwader die feindliche Maschinenfront und bezuagten damit von neuem, daß der Panzerkampf nicht ein bloßer maschinenhafter Arbeitsvorgang ist, sondern daß immer nur der höhere Geist und das Bewußtsein einer größeren Sendung fliegt. Im Versten der deutschen Granaten und im Aufheulen unserer Panzermotoren wurde der bolschewistische Maschinenmythos endgültig zu Grabe getragen.

Immer deutlicher wird diese Straße zum

Siegesweg des Hakenkreuzes. Es ist die Straße, auf der der moderne Krieg einhererschreitet. Weit ist der sowjetische Raum und voller Schwierigkeiten, aber mit jedem Tag bohrt sich die Straße tiefer in die Eingeweide des feindlichen Riesens. Unentwegt dringen die deutschen Panzer auf ihrem wüthenden Marsch gegen die feuer-speienden Wälder und Festen vor als Sendboten eines einigen, stürmenden Volkes im Kampf um Leben und Freiheit.

Wir kommen aus dem Abschnitt bei S., dort wird gekämpft. Wir kommen von umstrittenen Zielen dieser mächtigen Straße. Dort haben sich die Sowjets wieder festgesetzt. Feurige giftige Schleier liegen über der Landschaft, ein Taifun von Blut und Eisen brach schon am frühen Morgen hellend aus der Erde. Während wir jetzt auf der Panzerstraße I, diesem Nervenzentrum des Ostkrieges, zurückfahren, rollt es in unendlichen Kolonnen nach vorn, Artillerie, Infanterie, alle Waffengattungen. Lange Nachschubzüge schaffen Munition, Verpflegung, Betriebsstoff heran. Die ganze Kraft eines 80-Millionen-Volkes wird ununterbrochen über diese Straße der Front zugeleitet.

Die wundervolle deutsche Kriegsmaschine läuft auf hohen Touren. Und diese Straße ist ein getreues Spiegelbild ihres ausgezeichneten Funktionierens. Während vorn an der Front unsere Panzer wie eine deutsche Egge das weite Sowjetgebiet umfurchen, rückt die Infanterie trotz Sonnenglut in Gewaltmärschen nach folgen ihr die umfangreichen Transportwagen der Nachschubeinheiten, während weiter hinten gleichzeitig Pioniere, Arbeitsdienstmänner und OT-Arbeiter die Straße verbreitern und instand halten. Eine großzügige, alle Nachrichtenmittel einschließende Verkehrsregelung verhindert von vornherein Störungen auf dieser gigantischen Heeresstraße, die schon allgemein die „Rollbahn“ genannt wird.

Schon heute ist diese Straße umgänzt von Ruhm und Größe. Sie ist eine Schöpfung der ideenreichen deutschen Kriegsführung, die mit allen Schwierigkeiten auch mit denen des fast wegelosen östlichen Raumes, fertig wird. Viele Schicksale sah diese Straße in den letzten Tagen. Die menschlichen Ansiedlungen, die an ihr liegen, sind rauchgeschwärzt und verkrüppelt, die Wälder zu beiden Seiten zum größten Teil ausgebrannt. Hier spielten sich Szenen tapfersten Sterbens und vieler bolschewistischer Verbrechen ab. Jede Kilometermarke an ihr ist ein Meilenstein hart umstrittener deutscher Siege.

Frühe Ware

„Sie mögen mein Gebäud nicht?“ wunderte sich die Wirtin. „Ich habe baden schon gelernt, da waren Sie noch nicht auf der Welt!“ — „Das mag sein“, meinte der neue Mieter, „aber warum servieren Sie das Gebäud erst heute?“



Die vorderste Infanteriespitze vor Brody
Unter ihrer Sicherung rücken schwere Waffen vor. (PK.-Hähle-Weltbild-M.)



Sicherung an der Vormarschstraße gegen überraschende Angriffe aus den Wäldern. (PK.-v. Estorff-Weltbild-M.)



Deutsche Truppen auf ukrainischem Boden
Brückenübergang deutscher Truppen. — Links ein vernichteter sowjetischer Panzer. (Weltbild-M.)



Auf den unergründlichen Sandwegen des Sowjetgebietes
Bei unserem Vormarsch in Rußland finden unsere Truppen selten einmal eine ordentliche Straße. Die Wagen müssen sich meist durch den tiefen Sand vorwärts mahlen, und oft geht es nicht mehr ohne die Raupenkettentraktoren. (PK.-Reißner-Scherl-M.)

Neue Anfänge in den Niederlanden

Politische Wandlungen im Zuge der antibolschewistischen Bewegung

Amsterdam, im Juli. Noch bis vor kurzem konnte man in Gesprächen, die man mit Niederländern führte, immer wieder die Aeußerung hören: „Früher ging es uns gut, wir waren ein freies Land und hatten mit Krieg nichts zu tun. Dann sind, ohne daß wir sie gerufen hätten, die Deutschen gekommen: sie sind an allem schuld“.

Solche Behauptungen wirkten vor allem in den Kreisen, die von der jahrhundertelangen Bindung an England und an die Macht des britischen Imperiums in großem Maße profitiert hatten; es nimmt darum auch nicht wunder, daß sich die englische Propaganda solche Sentenzen zu eigen gemacht hat und sie mit Hilfe des Rundfunks willigen Hörern immer wieder einzupflanzen versucht. Die Niederlande haben im Weltkrieg, aus dem sie sich heraushielten, große Geschäfte gemacht. Bei vielen Leuten, die jene Zeiten gut erlebt haben, war die Ueberzeugung verbreitet, es müßte mit einiger Schläue die Wiederholung eines solchen rentablen Geschäftes möglich sein. Die Enttäuschung darüber, daß alles ganz anders kam, war denn so groß, daß sie auch jetzt noch nicht ganz überwunden ist, besonders in den Schichten, die an amerikanischen Aktienpapeten und niederländischen Kolonialunternehmungen interessiert sind. Aber breite Kreise des holländischen Volkes haben die Entwicklung der letzten Monate nicht ohne steigendes Interesse verfolgt und in dem gleichen Maße, in dem sich ihr eigenes Wohlergehen intensiver mit dem des Reiches verband, ihr Interesse an neuen Gedanken befand. Noch fehlt den nationalen und sozialen Bestrebungen in den Niederlanden, die in verschiedene Richtungen und Auffassungen aufgepalten sind, der einheitliche Zusammenfluß, die Orientierung auf ein gemeinsames großes Ziel. Man hat aber den Eindruck, daß die Dinge in den letzten Monaten ein gutes Stück vorwärts gekommen seien, daß jetzt, nachdem der Reichskommissar, Reichsminister Senh-Quaart, alle alten Parteien in den Niederlanden aufgelöst hat, einem intensiveren Zusammenleben und Wirken der auf eine Neugestaltung des politischen Lebens gerichteten Bestrebungen mehr im Wege stehe. Wenn auch dieser in den Niederlanden in ganz anderen Formen verlaufenden nationalen und sozialen Erneuerung der große Gegner und das politische Gegenstück fehlt (man ist nicht geneigt, die aus der Luft an grundsätzlicher Verneinung betriebene Opposition bestimmter Kreise als solches Gegenstück zu betrachten) — das deutsche Beispiel, in der Praxis durch die Wehrmacht und zahlreiche deutsche Einrichtungen und Institutionen vorgelebt, tut ein übriges, eine gewisse Neugier und heimliche Bewunderung dafür, „wie es die Deutschen machen“, in den Wunsch umzuwandeln, durch eine eigene Initiative zur selbständigen Ordnung der Geschicke zu kommen.

Schon einmal — es war nach den bewegten Februartagen in Amsterdam, als unverantwortliche Kreise einen Generalstreik inszenieren zu können glaubten —, hat der Reichskommissar in klaren Formulierungen den Weg gezeigt, den die Niederländer in eine neue Zukunft gehen können, wenn sie den ersten Wunsch dazu haben. Die neueste Entwicklung hat die Linien einer solchen Entscheidung deutlicher hervortreten lassen. Von den belästigten Straßenrangeren der NSB zu dem ersten repräsentativen Auftreten der Mussert-Bewegung — in einer Massenfundgebung, die kürzlich in Amsterdam etwa fünfzigtausend Menschen unter freiem Himmel

in einem würdigen äußeren Rahmen vereinte — war ein weiter Weg. Der Leiter der NSB, Mussert, trat unmittelbar nach dem Reichskommissar zum ersten Male an das gleiche Rednerpult und befandete seine Bereitschaft zur Mitarbeit an kommenden Aufgaben: „Im Namen eines immer weiter wachsenden und immer stärkeren Kerns des niederländischen Volkes sage ich Ihnen, Herr Reichskommissar: das deutsche Volk kann auf uns rechnen als auf seinen treuesten Bruder.“ Der laute Beifall, der sich aus dem Mund der Zehntausende in dieses Bekenntnis mischte, ließ keinen Zweifel daran, daß hier eine Tür geöffnet ist, durch die die Niederländer die geschichtliche Bedeutung des Augenblicks sehend und begreifend, eintreten können.

Der Abwehrkampf, den Europa gegen den Bolschewismus führt, ist auch in den Niederlanden sehr populär. Die Holländer, von

Spiel und Sport

Erst nach Verlängerung

Schalle: Rot-Weiß Essen 2:1

Es hätte nicht viel gefehlt, und der FC. Schalle 04 wäre aus dem Spiel der 1. Schlusrunde um den Dschammerpokal am Sonntag in Vergeßort nicht als Sieger hervorgegangen. Jedenfalls befanden sich die Schaller arg in Nöten, als die Essener Rot-Weissen den Führungstreffer des Meisters wettmachen und nun den Gegner sehr in Verwirrung brachten. Die Verlängerung mußte herhalten, um den Sieg zu erobern. Eppenhoff war in der 5. Minute der verlängerten Spielzeit der glückliche Torschütze.

Schalle wurde nervös, als sich das 1:1-Ergebnis nicht ändern wollte, und spielte mehr und mehr zerfahren. Mit viel Glück nur konnten weitere Tore der Essener verhindert werden. Die größte Gelegenheit vergab Gottschalk, der kurz vor Schluß der regulären Spielzeit allein loszog, nur noch Klacht vor sich hatte, aber dann den Schaller Torhüter, der, herauslaufend den Schlußwinkel verkürzt hatte, anschoß. Das war Schalles Rettung!

So kam die Verlängerung. In der 5. Minute fiel die Entscheidung. Wieder war es Eppenhoff, der für Schalle die Kastanien aus dem Feuer holte und mit einem halbhoch geschossenen Ball dem Essener Schlußmann das Nachsehen gab, ein schöner und spannender Kampf war zu Ende.

Straßenbahn-Verkehrsunfall

Drei Tote und über 40 Verletzte

Essen, 13. Juli. Am 12. Juli gegen 13 Uhr ereignete sich auf der Markgrafenstraße in Höhe Wörthstraße ein folgenschweres Verkehrsunfall. Ein Straßenbahnzug der Linie 3 fuhr auf einen Müllwagen auf, geriet aus den Schienen und stürzte um. Das Unglück forderte drei Tote und über 40 Verletzte, darunter vier Schwerverletzte. Die polizeilichen Ermittlungen über die genaue Ursache des Unglücks sind noch im Gange.

Natur aus konservativ und mit einem starken Beharrungsvermögen gegenüber allen Veränderungen seines guten Lebens ausgerüstet, wenden sich mit Abscheu gegen die Methoden, die von Moskau der Welt vorgezerrt werden.

Die Hindernisse, die einer klaren politischen Entscheidung früher im Wege standen, werden unter dem Eindruck des Auftriebs, den das politische Leben Europas durch den gemeinsamen Kampf gegen den Bolschewismus erfahren hat, bald fortgeräumt sein. Daß dies mit einer gewissen Nachsicht gegenüber vorgefaßten Meinungen und Anschauungen bei den Niederländern geschieht, spricht für das große Verständnis, das der Reichskommissar und seine Dienststellen der Eigenart des stammesverwandten Volkes entgegenbringt. Ueber die gemeinsame Zukunft besteht kein Zweifel: Das niederländische Volk soll nach einer Formulierung des Reichskommissars in aller Gleichberechtigung und in besonderer Anerkennung seiner Fähigkeiten den ihm gebührenden Platz einnehmen, es wird kein eigenes Glück und keinen Wohlstand fördern, wenn es die guten Geister bannt, die seine Ahnen schon einmal seine geistige und politische Art im Kampf behaupten ließen.

Schalle spielte in folgender Aufstellung: Klotz; Ratten-Schweiffurth; Kitz-Gelisch-Burbenst; Kalmwig-Szepan-Eppenhoff-Kuzorra-Schuh.

Deutsche Schwimm-Meisterschaften Duisburg im Endkampf

Die erste Entscheidung bei den Großdeutschen Schwimm-Meisterschaften in Wien fiel im Turmspringen der Frauen. Wiederum verteidigte Olga Eckstein-Reptun Ertenschild ihren Titel mit einer ausgezeichneten Leistung erfolgreich. Den 2. Platz belegte die Federbreitmeisterin Gerda Daumerlang.

Der Wasserballmeister des Vorjahres, Duisburg 98, kam durch einen schwer errungenen 5:3 (3:2) Sieg über die tapferen Berliner Lustwaffensportler in das Endspiel. In der Duisburger Mannschaft spielten vor allem Schneider und Hilfers. Am Endspiel werden die Duisburger den Magdeburgern gegenüberstehen, die den SV. 99 München knapp 3:2 schlugen.

Im Kunstspringen führte Europameister Gerhard Weiß seine Schüler vom Lustwaffensportverein Berlin, Gefr. Aderholt und Gefr. Walther, zu einem nicht vorauszuweisenden Doppelerfolg.

Das Kunstspringen der Frauen, mit dem die Meisterschaftskämpfe des großdeutschen Schwimm-Sports am Sonntagvormittag im Wiener Praterstadion fortgesetzt wurden, brachte einen erbitterten Zweikampf zwischen der Titelverteidigerin Gerda Daumerlang (München) und der Spandauerin Julie v. Hartungen, der erst im letzten Sprung, einem gehobten Delphin mit andertausend Drehungen, endgültig zugunsten der süddeutschen Meister-springerin entschieden wurde.

Es scheint, als ob dem Berliner Werner Blath kurzzeitig in der Kraußlange auf familiäre Strecken sein Gegner in Deutschland erwachen könnte. Am ersten Kampftag in Wien holte er sich schon die Hälfte der vier möglichen Meistertitel.

Grabbes Wirkung

Zwei Aufführungen — Ein Vortrag Werner Deubels

Bochum, 12. Juli. Eine willkommene Ausspannung zwischen den großen Eroberer- und Vernichterdramen bot das Lustspiel „Schmerz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“. Mögen der literarische Spott und der Hohn auf die Naturforschung der Grabbe-Zeit auch in vielem antiquiert erscheinen, die Typenzeichnung und der echte Witz sind stark genug, das Stück auch heute noch wirken zu lassen. Wird es wie jetzt in Bochum innerhalb des dichterischen Gesamtwerkes dargeboten, dann wirkt die gallenbittere Selbstironie Grabbes vielleicht stärker noch als sonst. Ihrer ästhetischen Schärfe nimmt erfreulicher Weise der Bochumer Stil der Inszenierung manches. Spielleiter Viktor Ahlers hat im Verein mit dem phantastischen Bühnenbildner Johannes Schröder den abwechslungsreichen burlesken Charakter des bunten Spiels hervorgehoben. Dabei gelingt es Ahlers, die echte Menschlichkeit dieses Scherzspiels vor allem in den letzten fünf Bildern, die auch den stärksten Beifall finden, zu vollkommen gelöstem Darstellern zu bringen. Das Gewicht der Rollen war gemäß den reichen Möglichkeiten des Bochumer Ensembles vollständig verteilt. Ein Glanzpunkt war der in Ton, Gebärde und Mimik virtuos ausgearbeitete Teufel des ungemein wandlungsfähigen Heinz Moog.

In einem philosophisch unterbauten, klar gegliederten und sprachlich geschliffenen Vortrag stellte in der Reihe der weiteren Veranstaltungen der Dichter Werner Deubel die Bedeutung Grabbes für die Dramatik der Gegenwart heraus. Er gelang, erst durch die Bochumer Aufführungen zur letzten Erkenntnis der wahren Größe des westfälischen Dichters gekommen zu sein. Bei seiner Deutung des Wesens der Tragödie, insbesondere der deutschen Tragödie, schloß sich Deubel der Auffassung an, daß die Tragödie im Kern eine religiöse Erscheinung ist. Dabei versteht sich Religion im völkischen Sinne als das Bewußtsein der Abhängigkeit des Menschen von übermenschlichen Schicksalsmächten und als Ehrfurcht vor den Wachstumskräften des unbewußt werdenden Lebens. Sich Grabbe zuwenden, betonte Deubel die tragische Dämonie, die nirgendwo die deutsche Dichtung so beherrschend wie in dessen Werk, und unbarmherzige Wahrheitsliebe als Wesensmerkmal des dramatischen Schaffens. Ein weiterer charakteristischer Zug Grabbescher Dichtung sei der biographische Rausch, der sich mit einer anderen Seite germanischen Wesens, mit der getriebenen Gelassenheit, verbinde. So lehre uns Grabbe — und darin liegt Deubel die wesentliche Bedeutung —, daß es heutzutage nicht gelte, die griechische Tragödie zu erneuern, sondern das germanische Blut herbeizukommen und dieses Erbe abermals zu erwerben, um es zu bezeugen.

Der Abend brachte mit „Napoleon“ oder „Die 100 Tage“ jenes Werk des Dichters, das die meisten wirkungsvollen Szenen in sich vereinigt, ohne den Eindruck der Einseitigkeit des Genues zu erwecken. Die Inszenierung von Dr. Saladin Schmitt, bewundernswert in der technischen Bewältigung der 21 Bilder, arbeitete mit starkem Impuls die innere Dynamik heraus und hatte in Walter Kallheuer einen scharf profilierenden Titelhelden, der vorwiegend der leidenschaftlichen Pathetik seiner großen Rolle zu bereitem Ausdruck verhalf. Heinz Baumann.

Harald Baumgarten „Polizei im Rivoli“

Copyright by Carl Duncker Verlag Berlin W 35, Potsdamer Platz 81d

16)

„Ich kann nur sagen, was ich bestimmt weiß, Malotti. Versteht du? Das muß jeder mit seinem eigenen Gewissen abmachen.“

Der Jongleur zog seinen Stuhl näher zu Ribisch und beugte sich eindringlich vor. „Was war denn heute los? Es hat doch einen Krach zwischen dem Direktor und Ziska gegeben. Er wollte doch einfach abhauen, der Ziska.“

„Der Ziska ist nervös, Malotti. Heute hat er sich über den Cemballa aufgeregt.“

Ein Klirren im Lokal. Ein Gast hatte sein Bierglas umgeworfen. Ribisch drehte den Kopf. Dabei fiel sein Blick auf den Mann mit dem Rennprogramm. Er stützte einen Augenblick, kniff die Lippen zusammen. Dann zupfte er Malotti am Ärmel. „Da drüben sitzt einer von der Polizei! Eigenartig, der Ziska ist doch gar nicht hier.“

Malotti starrte ihn aus angstvollen Augen an. „Wo denn? Vielleicht will man uns hier belauschen?“

„Uns, Malotti, wieso denn?“

Malotti warf den Kopf unruhig hin und her und trommelte mit den Fingerspitzen auf den Tisch. Winzige Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn. „Man kommt sich schon rein wie ein Verbrecher vor — wenn sie nur den Mann von der Lorette erst hätten!“

Zustimmend nickte Ribisch. „Ja — wenn sie nur den Täter erst hätten, daß man wieder freier atmen könnte!“ Er rief durch das Lokal: „Ober zahlen!“

Der Kellner kassierte eben bei Edna. „Sofort, Herr Ribisch!“

Der Mann mit dem Rennprogramm war bereits aufgestanden. Er hatte sofort nach Erhalt der Speisen und Getränke gezahlt. Nun angelte er mit seinem derben Stock den Hut vom Garberobenhafen und ging hinaus, ohne irgend jemand in dem Lokal zu beachten. Auf das freundliche „Auf Wiedersehen!“ der Wirtin nickte er nur.

Der Kellner kassierte am Künstlerstisch.

Während Edna hinausging, überlegte sie, wie sie nur mit dem Mann sprechen könne, der so viel von Ziska zu wissen schien.

Die Straße war nur matt von den Gaslaternen erhellt. Einige Sekunden blieb Edna vor der Tür des Restaurants stehen. Drüben leuchteten die Bogenlampen des Varietés.

Sie zog den Mantel eng zusammen, ehe sie ein paar zaghafte Schritte vorwärts tat. Was will ich denn nur! dachte sie geängstigt und hoffnungslos, ich kann doch jetzt unmöglich einen fremden Mann ansprechen. Jetzt — mitten in der Nacht. Was sollte er von mir denken?

Hinter sich hörte sie das Schnurren der Tür. Der Mann, mit dem sich ihre Gedanken beschäftigt hatten, verließ das Lokal.

Edna krampfte die Hände zusammen und sammelte allen Mut. Aber im allerletzten Augenblick, als sie schon auf ihn zugehen wollte, vermochte sie es doch nicht.

Ribisch ging an ihr vorbei. Der Augenblick war verpaßt.

Ich bin feige, dachte Edna und fühlte einen dumpfen brennenden Schmerz in sich. Ihre Füße setzten sich mechanisch in Bewegung, während ihre Blicke Ribisch nicht losließen. Sie sah den Mann vor sich hergehen und bemerkte, daß er nicht wie andere Menschen mit der ganzen Seele auftrat, sondern auf Zehenspitzen lief. Und plötzlich war ihr, als ließe da vorn kein Mann, sondern eine große Kasse, so unheimlich war der lautlose Gang dieses Mannes.

Dann lächelte sie über sich selbst. Der Mann war doch der Insizient. Der Kellner hatte es ihr doch zugeflüstert. Ließ nicht der Insizient des Schauspieltheaters auch immer auf den Zehenspitzen herum, weil ein lauter Schritt hinter den Kulissen die Schauspieler auf der Bühne stören würde? Nun, dieser Insizient machte es gewiß ebenso. Er ging hinter der Szene auf den Zehenspitzen und hat sich wahrscheinlich so daran gewöhnt, daß er auch im Leben den leisen, vorsichtigen Gang beibehielt. Jetzt öffnete der Mann eine Haustür. Als

Edna die Stelle erreicht hatte, las sie ein Schild „Künstlerheim“. Die Tür hatte eine große Glas-scheibe, durch die man in die Halle hineinblicken konnte. Sie war hell erleuchtet.

Edna sah den Insizienten im Gespräch mit einer breitkühnigen unterlegten Frau mitten in der Halle stehen. Er hielt den Kopf etwas schief und schien aufmerksam zuzuhören.

Ob sie es wagte, jetzt nach dem Clown Cemballa zu fragen? Es war viel zu spät. Sie mußte ihre Ungebuld zügeln.

Langsam schlenkerte sie bis zur Strahenede, wo der Autobus nach der Elbhauffe hielt.

Der Kriminalkommissar Burghardt sah sie abfahren. Er lächelte mitteilend. Dies kleine Fräulein war ein ganz und gar harmloses Geschöpf. Hatte wohl die romantische Idee, selbst den Detektiv zu spielen. Aber natürlich würde er sofort Bericht erstatten.

Von der nächsten Fernsprechzelle aus rief er den Kriminalrat Pleßow an. „Die Edna Heim vom Rivoli-Variété, dann im „Alten Ed“. Sie hat ganz allein an einem Tisch geessen und ist jetzt mit dem Autobus nach der Elbhauffe gefahren.“

Pleßow dankte. „Es ist gut, Burghardt. Melden Sie sich morgen früh um acht Uhr bei mir.“

*

Am nächsten Morgen saßen die beiden Direktoren des Rivoli-Varietés in ihrem Büro. Vor Dammin lagen mehrere Entwürfe von Kellameplakaten. Sie alle zeigten den Clown Cemballa. Dammin lächelte selbstgefällig. „Was habe ich Ihnen gesagt, Harris? Cemballa ist eine Kanone. Ich war gestern nach der Pause im Foyer. Die Leute sprechen nur von seiner Nummer. Wir müssen den Mann mit einer großen Kellame unterstützen.“

Harris drehte ärgerlich die Lippen zusammen. Dammin hatte ruhig ein paar anerkennende Worte über seine Zauberschau äußern können. Nach einer Weile bequemt er sich zu sagen: „Na ja, gebe ich zu.“

„Was sagen Sie nun zu dem Geschäft, Harris? Wir werden lauter ausverkaufte Häuser haben.“

„Bin ich gewöhnt, lieber Dammin. Wo ich gastiere, ist das Haus immer ausverkauft. Aber der Cemballa ist wirklich eine Attraktion.“

„Ich habe ihn herbestellt. Wir wollen mal hören, was er zu den Plakaten meint.“

„Die Kellame für Cemballa geht auf Ihren Anteil“, meinte noch immer gekränkt, Harris.

„Natürlich, mein Lieber. Aber ich möchte ohne Sie nichts unternehmen. Wollen wir alle elektrischen Bahnen platattieren lassen? Oder vielleicht Möbelwagen fahren lassen?“

„Das überlasse ich ganz Ihnen, Herr Kollege.“

Das Bürofräulein meldete Herrn Cemballa. „Wir lassen bitten.“ Direktor Dammin erhob sich. Harris ging nervös auf und ab. „Ich muß um elf Uhr im Stadthaus sein, vergessen Sie es nicht, lieber Dammin.“

Der Clown Cemballa kam herein. Freundschaftlich grüßte er. „Gute Morgen!“

Dammin drückte ihm überschüssig die Hand. „Nehmen Sie, bitte, Platz, Herr Cemballa! Wir möchten eine große Kellame mit Ihnen aufziehen. Sie haben doch lange drüben in Amerika gearbeitet. Gewiß können Sie uns da ein paar gute Tipps geben.“

Etwas umständlich setzte sich Cemballa. Auch jetzt hielt er den Oberkörper nach vorn geneigt. Er rückte seine Brille zurecht, während seine Blicke über den Schreibtisch wanderten. „Darum hab ich mich net viel gekümmert, Herr Direktor. Ich arbeit so gut ich kann, und alles andere hab ich meinen Chefs überlassen.“

Dammin reichte ihm eifrig die Entwurfe. „Hier — nur Ihr Kopf — und darüber die kleinen Instrumente. Was meinen Sie? Und hier — wie Sie am Flügel sitzen.“

Cemballa lächelte beinahe verlegen. „Ach... wie ich am Flügel...“ Er tippte mit dem Finger darauf. „Mein, das möcht ich net. Das find ich net so gut. Aber ist es net ein bißer übertrieben, daß Sie grad mit mir —?“

„Aber nein, Herr Cemballa. Wir wollten Ihnen jowieo unsere Anerkennung ausdrücken. Sie finden also das Kopfplakat besser?“

„Besser? hm...“ Er wiegte den Kopf hin und her und fuhr mit der Hand über das Haar. Er hatte eine ausdrucksvolle, feinnervige Künstlerhand. Das Plakat zeigte ein großes, weißgeschminktes Clowngesicht mit einer melancholisch herabhängenden Unterlippe. Nun lächelte Cemballa. „Nehmen wir schon das hier.“

(Fortsetzung folgt.)

„Engla“

Man schrieb das waren ruhig, und es regierten.

Se. Lordschafft, der eben im Begriff, nach Tafel auf ihn wartet, Obersten Garrick genervt ärgert das war Oberst Garrick mußte ihn empfangen Augenblick unerwünscht Minister wieder in brachte es sogar fertig sich entgegenzulassen. „Eben wollte ich Oberst“, sagte er mit „Was ich Ihnen ist wertvoller und wir zur Tafel des Königs ließ sich dem Schreier über nieder.“

„Sie machen mich Minister phlegmatisch.“ „Ich möchte Ihre Fortkommen hinlenken dieses Jahres ereignet nämlich das englische Rüste von Aden geht.“

„O, Sie glauben mich erschüttert.“ „Ja, hüßter Ironie.“

Oberst Garrick: „Meine des Lords ist fertig.“ „Mit diesem eine eigene Bewand.“ „Gehet des Scheiters.“ „Schaut hat sich unter.“ „Nelson“ als Stranvier Wochen war anzen Schiff mehr letzten Rest haben die weggeschleppt.“

„Mein Gott, dan ein paar Granaten mich essen!“ „ähnt lücheln Sie. Oberst überaus kessam — als knüpfen Sie Dinge, die Sie mir staatspolitische Ged.“

„Sie haben sich sagte Garrick, immer der Ueberzeugung, einen Dienst erwirken dürfen. land ihm nun den Der Lord schütt Kopf.“

„Hören Sie, ich mich aber in Ruhe aus nicht zur Wäsmenn ich Sumner Sie kinn und klar aber noch besser. so und freieren Sie sich freuen.“

„Vielen herzlichen andermal, wenn möchte ich zunächst trauen werden, w unterbreitet habe bitten, mich zu i die dort an der Der Lord nickt.“

„Mein Gott, d so rücksichtslos! Ja Jahre älter als Sie unterziehen sich, m es meiner Frau i Garrick nahm nitters keine Not der Karte.“

„Sier ungefähr den Kellen zerfä laufen die Grenze Und nun möchte Oberhausbefatte erinnern. Es har meiterer Stützpu Die Reinerung r untere Stützpunkt dringend einer I bedürfen. Nur i nitterrot damals Frage. Ohne ein land aber verme nicht durchführba mals die Angeleg in der Hoffnung, selbst ein Anlaß dieser Rüste festn Sie erinnern sich.“

Der Minister seinen Hunger, se gefessen. In seine festgelegt, der die Geierhaftes gab. jene Rüste, von Oberken die Re hatte sich erhobe Finger umspann Laheij — und b wie wenn eine Landstrich festge

Oberst Garrick achte er das Ge ihm nicht verbor den Minister in

Wirkung

— Ein Vortrag
eubels

willkommene Ausspan-
Eroberer- und Ver-
spiel „Scherz, Sa-
fere Bedeutung“.
ort und der Bohn auf
be-Zeit auch in vielem
ypenzeichnung und der
das Stück auch heute
es wie jetzt in Bo-
epenswerten Gesamtwerk
e gollenbittere Selbst-
stärker noch als sonst.
umt erfreulicher Weise
injenzierung manches
s hat im Verein mit
nenbildner Johannes
ungsreichen burscheften
is hervorgehoben. Da-
achte Menschlichkeit die-
in den letzten fünf
erteren Beifall finden,
arstellung zu bringen.
var gemäß den reichen
er Ensembles vollgül-
unt war der in Ton,
s ausgearbeitete Teufel
fähigen Heinz Moog.
unterbauten, klar ge-
geschliffenen Vortrag
iteren Veranstaltungen
u bel die Bedeutung
der Gegenwart heraus.
odumer Aufführungen
bahnen Größe des west-
n zu sein. Bei seiner
Tragödie, insbesondere
ie, schloß sich Deibel
Tragödie im Kern eine
abei versteht sich Ne-
als das Bewußtsein
ischen von übermensch-
d als Ehrfurcht vor
unbewußt werdenden
endend, betonte Deibel
nirgendwo die deutsche
in dessen Werk, und
eit als Wesensmerkmal
Ein weiterer charak-
Dichtung sei der dio-
t einer anderen Seite
der getrosten Gefasse-
ns Grabbe — und da-
die Bedeutung —, daß
die griechische Tra-
das germanische
und dieses Erbe aber-
behalten. —
„Napoleon“ oder
Wert des Dichters, das
Szenen in sich ver-
der Einheitlichkeit des
Anfängerin von Dr.
enswert in der techni-
Bilder, arbeitete mit
Dynamik heraus und
er einen idios pro-
vorniegender der lei-
ner großen Rolle zu
Heinz Baumann.

„Wir wollen mal
akaten meint.“
mballa geht auf Ihren
er getränkt, Harris.

„Aber ich möchte
tieren lassen? Oder
hren lassen?“
„Nein, Herr Kollege.“
bete Herrn Cemballa.
Direktor Dammin er-
bös auf und ab. „Ich
dithaus sein, vergessen
min.“

„Aber ich möchte
tieren lassen? Oder
hren lassen?“
„Nein, Herr Kollege.“
bete Herrn Cemballa.
Direktor Dammin er-
bös auf und ab. „Ich
dithaus sein, vergessen
min.“

„Aber ich möchte
tieren lassen? Oder
hren lassen?“
„Nein, Herr Kollege.“
bete Herrn Cemballa.
Direktor Dammin er-
bös auf und ab. „Ich
dithaus sein, vergessen
min.“

„Aber ich möchte
tieren lassen? Oder
hren lassen?“
„Nein, Herr Kollege.“
bete Herrn Cemballa.
Direktor Dammin er-
bös auf und ab. „Ich
dithaus sein, vergessen
min.“

„Englands Ehre verlangt Buße“

Eine geschichtliche Erzählung von H. Eberstein

Man schrieb das Jahr 1837. Die Zeiten waren ruhig, und es war ein Vergnügen, zu regieren.

Se. Lordschafft, der Herr Außenminister, war eben im Begriff, nach Hause zu fahren, wo die Tafel auf ihn wartete, als ihm der Besuch des Obersten Garrick gemeldet wurde. Der Lord verzog ärgerlich das Gesicht — doch schließlich war Oberst Garrick nicht der erste; man mußte ihn empfangen, auch wenn der Besuch im Augenblick unerwünscht war. Also ließ sich der Minister wieder in seinen Sessel nieder und brachte es sogar fertig, dem Eintretenden freund- lich entgegenzulaufen.

„Eben wollte ich zu Tisch fahren, lieber Oberst“, sagte er mit sanftem Vorwurf. „Was ich Ihnen vorzutragen habe, Mylord, ist wertvoller und wichtiger als eine Einladung zur Tafel des Königs“, versetzte der Oberst und ließ sich dem Schreibtisch des Ministers gegen- über nieder.

„Sie machen mich gespannt“, meinte der Minister phlegmatisch.

„Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf ein Vorwissen hinlenken, das sich am 24. Januar dieses Jahres ereignet hat. An diesem Tage ist nämlich das englische Schiff „Nelson“ an der Küste von Aden gestrandet.“

„O, Sie glauben nicht, wie diese Mitteilung mich erschüttert“, sagte der Minister mit un- erwarteter Ironie.

Oberst Garrick nahm von der spöttischen Miene des Lords keine Notiz, sondern fuhr fort: „Mit diesem Schiffsunglück hat es nun eine eigene Bewandnis. Aden gehört zu dem Gebiet des Scheifs Laheij — und dieser braune Scheif hat sich unterstanden, das Rad des „Nelson“ als Strandgut zu betrachten. Binnen vier Wochen war kein Eisennagel von dem ganzen Schiff mehr zu entdecken. Bis zum letzten Rest haben die braunen Heiden das Schiff weggeschleppt.“

„Mein Gott, dann werft dem Scheif Soundb ein paar Granaten in sein Wüstendorf und laßt mich essen!“ ächzte der Minister. „Warum lächeln Sie, Oberst? Warum lächeln Sie so überaus lustig — so — so hintergründig — als knüpfen Sie an die welterschütternden Dinge, die Sie mir eben erzählten, irgendwelche haarspalterische Gedanken!“

„Sie haben sich nicht getäuscht, Mylord“, sagte Garrick, immer noch lächelnd. „Ich bin der Überzeugung, daß der Scheif Laheij uns einen Dienst erwiesen hat, den wir ihm nie vergelten dürfen. Zum Dank dafür wird Eng- land ihm nun den Krieg erklären.“

Der Lord schüttelte höchst ungehalten den Kopf.

„Hören Sie, lieber Oberst, nun lassen Sie mich aber in Ruhe! Ich meine schon von Natur aus nicht zur Lösung verzwickter Rätsel. Und wenn ich Hunger habe, schon gar nicht. Sagen Sie klappt und klar, was Sie von mir wollen — oder noch besser, fahren Sie mit mir nach Hause und heißen Sie bei uns. Meine Frau wird sich freuen.“

„Vielen herzlichen Dank, Mylord. Doch ein andermal, wenn es Ihnen recht ist. Heute möchte ich zunächst das tun, was Sie mir auf- tragen werden, wenn ich Ihnen meinen Plan unterbreiten habe. Darf ich Eure Lordschafft bitten, mich zu seiner Landkarte zu begleiten, die dort an der Wand hängt!“

Der Lord ließ einen Seufzer aus.

„Mein Gott, die Menschen sind heutzutage so rückwärtslos! Ich bin doch mindestens zwanzig Jahre älter als Sie, lieber Oberst — und Sie unterfuchen sich, mich zu tyrannisieren! Ich werde es meiner Frau sagen.“

Garrick nahm von dem Geschwätz des Mi- nisters keine Notiz. Und nun standen sie vor der Karte.

„Hier ungefähr ist das Schiff „Nelson“ an den Felsen zertrümmert — und so ungefähr ver- laufen die Grenzen von Scheif Laheijs Gebiet. Und nun möchte ich Eure Lordschafft an eine Oberhausdebatte vom Sommer vorigen Jahres erinnern. Es handelt sich um die Beendigung weiterer Stützpunkte für unsere Flotte.“

Die Reaktion war sich darüber einig, daß unsere Stützpunkte gerade in diesen Gewässern dringend einer Verbesserung und Erweiterung bedürften. Nur das „Wie“ erschien dem Mi- nisterot damals wie eine schwer zu lösende Frage. Ohne einen Akt der Gewalt, den Eng- land aber vermeiden wollte, schien der Plan nicht durchführbar. Der Ministerrat hat da- mals die Angelegenheit vorläufig zurückgestellt, in der Hoffnung, daß sich eines Tages ganz von selbst ein Anlaß bilden würde, daß England an dieser Küste festen Fuß fäkt. Ich glaube, Mylord, Sie erinnern sich an jene Debatte.“

Der Minister hatte längst seine Müdigkeit, seinen Hunger, sein Alter und alles andere ver- gessen. In seinem Gesicht hatte sich ein Zug festgesetzt, der diesem Gesicht etwas ausgeprohen Geierhaftes gab. Seine Augen starrten auf jene Küste, von der in dem kurzen Vortrag des Obersten die Rede war. Seine rechte Hand hatte sich erhoben, und die dünnen knöchigen Finger umspannten das Gebiet des Scheifs Laheij — und diese Geste sah ungefähr so aus, wie wenn eine große Spinne sich auf diesem Landstrich festgesetzt hätte.

Oberst Garrick schwie. Unauffällig beob- achtete er das Gesicht des Lords. Natürlich blieb ihm nicht verborgen, wie seine Ausführungen den Minister innerlich in Bewegung gebracht

hatten, und er lächelte still und hochbefriedigt in sich hinein.

„Die Handlungsweise des braunen Scheifes ist natürlich ein ausreichender Grund, ihm die Macht und weltpolitische Bedeutung Englands begreiflich zu machen“, murmelte der Minister beinahe ekstatisch.

„Keine Nation der Welt, die Ehre, Ansehen und — die erforderliche Macht hat, würde sich den Scheif Laheij. Er ist ein toller Kerl, ver- wegen, frech, von seiner Macht überzeugt. Wir stellen ihm Bedingungen, die er niemals an- nehmen wird — und dann —“, Garrick zog die Schultern hoch und lächelte vieldeutig, „dann ist der Grund gegeben, Militär zu landen und diesen armeneligen Staat aufzulösen.“

„Wir machen eine Kronkolonie daraus!“ rief der Lord elektrisiert.

„Gut“, nickte der Oberst. „Sehr gut sogar! Dann haben wir unseren vielbegehrten Stütz- punkt. Aber das ist noch lange nicht alles. Ich kenne jenes Gebiet, Mylord — kenne es aus eigener Anschauung sehr genau — an sich nicht viel wert, aber als eine Kolonie Englands von größter Bedeutung. Wenn wir den Scheif Laheij und seine Räuberbanden vertreiben, werden sie sich über die Grenzen in die Nachbar- gebiete zurückziehen und dort den Geist der Unruhe und Empörung verbreiten. Sie können uns keinen größeren Dienst erweisen. Hat Eng- land dort einmal festen Fuß gefaßt, werden wir uns nie wieder von dort vertreiben lassen. Und

was das Land für uns strategisch wert ist, wird sich erst später erweisen.“

„Mein lieber Oberst —“, der Minister drehte der Karte den Rücken zu und faßte Oberst Garrick fest ins Auge, „ich nehme an, daß Sie nicht ohne besondere Absichten mit diesen Dar- legungen zu mir gekommen sind.“

„Gewiß nicht, Mylord“, versetzte Garrick und seine Figur straffte sich. „Ich bitte, falls es zu irgendwelchen Schritten kommt, mich mit der Durchführung zu betrauen.“

„Das ist das mindeste, was ich für Sie durch- setzen kann, lieber Garrick. Im Geiste sehe ich bereits ein neues englisches Kronland — mit dem General Garrick als Gouverneur an der Spitze.“

Der Oberst machte eine tiefe Verbeugung. —

Ein Erlebnis im Großen Ozean

Von T. Alexander

Das Kap Baition auf der Halbinsel Hainan war das letzte Stückchen Land, das wir vor 24 Stunden gesichtet hatten. Unser Kurs ging frei von den japanischen Inseln direkt nach San Francisco. Die See war mittelmäßig, der Wind fristete allmählich auf und drehte auf Nordost. Das Barometer stand auf dem Gebiete der Taifune waren wir infolge unseres südlichen Kurses endgültig gekommen, es wurde wärmer und die Stimmung an Bord war aus- gezeichnet. Mit zehn Seemeilen in der Stunde dampfte unser Frachtdampfer nach dem Osten.

Ein Dampfer treibt hilflos in der Dünung

Auf 151 Grad Ost und 26 Grad Nord fah- teten wir einen Dampfer von ungefähr 2000 Tonnen, der quer in der Dünung trieb. Als wir näher kamen, konnten wir das Notsignal auf seinem Vorrat entziffern.

Als bald entspann sich ein lebhafter Signal- verkehr zwischen dem fremden Dampfer und un- serem Schiff, das die Maschinen gestoppt hatte.

„Chinesischer Dampfer Kwang Tah, Kapitän an Kapitän, Maschinensache. Können Sie uns nach einem japanischen Hafen einschleppen?“

Bei uns große Veratung. Der Maschinens- cheif errieh an der Brücke. Wir berechneten den Kohlenverbrauch, wenn wir die „Kwang Tah“ nach Kagoshima schleppen würden.

„Wenn der Wind auf Nordwest dreht, kostet es uns ein Drittel mehr Kohlen!“, meinte der Maschinenschef.

„Einschleppen Sie nach Kagoshima für 8000 Pfund“, wehte unsere Antwort am Vorrat.

Drüben brauchten sie lange, bis das Signal beantwortet wurde. Endlich stiegen einige bunte Flaggen in die Höhe.

„Einschleppen“, hieß das Signal, „werfen Sie vom Achterschiff eine Leine.“

Unter Kapitän rief sich die Hände. Von den 8000 Pfund Veracolohn gehörten mindestens zwei- tausend Pfund ihm. Das andere ging auf die Kohle und die Kosten drauf und auf den Anteil für unsere Reederei.

Langsam dampften wir mit dem Heck voraus auf den Bug der „Kwang Tah“ zu. Dann schlug die Schraube nach voraus, nahm die Fahrt aus dem Schiff, die Leine flog wie eine Schlange durch die Luft und wurde drüben aufgefangen.

An der Leine hina ein starkes Sanftau und an dem Sanftau die starke Stahltrasse, mit der wir die „Kwang Tah“ schleppen wollten.

Vorfüchtig setzten wir uns mit unserem An- hänger in Bewegung. Langsam spannte sich die Trasse. Dann nahmen wir unsere Reise nach dem Nordwesten auf.

Wir erhalten Besuch von — Ratten

Es war kein reines Vergnügen, obwohl die See mäßig bewegt war. „Der Kerl steuert wie eine besoffene Ente“, schimpfte der Kapitän und ging wütend von einem Ende der Brücke zum anderen.

„Man müßte den Chinks zwei von unseren Leuten abgeben?“, meinte der I. Offizier. „Sind selbst knapp an Leuten. Kann niemand hinüberschicken?“ brummte der Kapitän zurück.

„Was dann, wenn hohe See aufkommt und die Trasse reißt? Dann bleibt uns nichts übrig, als den Ratten fahren zu lassen und ich sehe meine Leute nie mehr wieder. Ne, nicht zu machen.“

Wir behielten uns mit wütenden Rufen. Der III. Offizier stand tagsüber auf dem Achterschiff und brüllte durch seine Pfüsterlute die nötigen Kommandos hinüber.

Genau zwei Jahre nach dem verwegenen Streich des Araberscheifs erfolgte die „Abrech- nung“ — die „hegreiche Ertümmung von Aden“. Alles kam genau so, wie Oberst Garrick es dem Außenminister in jener Unterredung ausein- andergelegt hatte. Die anderen Stämme taten den Engländern den Gefallen, sich zu erheben und zu kämpfen. England bedauerte aufs tiefste, im Interesse seiner Ehre und Würde einschreiten zu müssen — man lächelte und rief sich die Hände ganz in der Stille in London — und schluckte Gebiet nach Gebiet. Und der „Friedens- schluß“ nach dem Weltkrieg gab diesem feinen Geschäftchen dann einen ganz besonders erfreu- lichen Abschluß: die Engländer konnten ihr Gebiet schön auf rund hunderttausend Quadrat- kilometer abrunden!!!

Englands glanzvolles, auf Würde, Ehre und Gerechtigkeit begründetes heiliges Imperium! Wie es nur kommen mag, daß dieses Impe- rium auf einmal an allen Ecken und Enden und in allen Zugen kracht? Sind den von Englands „Gnade“ überstrahlten Völkern und Stämmen auf einmal die Augen aufgegangen?

Dann zittere, stolzes, treuloses Albion! Die Strafe wird furchtbar, aber gerecht sein!

Am Abend stand ich am Heck unseres Schiffes und sah nach dem quirlenden Kielwasser, über dem die Schlepptrasse wie eine schwarze Stahl- schlange bis zum Brechen steif ausgepannt hina-

Da schlug mich der neben mir stehende I. Offi- zier auf die Schulter und zeigte erlaut auf die Trasse. Ein langer Zug von kleinen, grau- schwarzen Tieren bewegte sich von der „Kwang Tah“ über die dicke Stahltrasse.

Ratten!

Eine hinter der anderen froh über die schäu- mernden und gegen die Trasse glückstrühenden Wogen. An der Bordwand unseres Schiffes ge- kommen, machten sie einen Satz und verschwanden in der Dunkelheit.

Ich pilg nach einem Matrosen und befahl, sofort die Rattenfuchsbälle anzubringen. Das sind große runde Scheiben mit einem Einschnitt und einem Loch in der Mitte, die über die Trasse gesteckt werden, um den Ratten den weiteren Weg zu versperren. Ich sah nach unserem Beg- genossen, der jetzt bei dem ruhigen Wetter plump und schwerfällig hinter unserem Heck nachgezogen wurde. Da sah ich etwas Wertwürdiges, etwas, das meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Auf der „Kwang Tah“ warfen sie eben einige Menschen über Bord. Und das Selbst- wege war, diese Menschen wehrten sich nicht. Sie stießen Arme und Beine herabbaumeln, wenn man sie über die Reeling hob und fielen auf- fassend in das Meer und gingen sofort wie ein Stein unter.

„Auf der „Kwang Tah“ werden Menschen über Bord geworfen“, meldete ich sofort durch das Sprachrohr dem Kapitän in seine Kabine.

In einer halben Minute war der Kapitän auf der Brücke. Ich reichte ihm das Glas. Dann gaben wir ein Zeichen mit unserem Dampf- heuler.

„Was ist bei Euch los?“ rief der Kapitän zur „Kwang Tah“ hinüber, nachdem er zum Heck unseres Schiffes gelaufen war.

Keine Antwort. Nur der Mann auf der Brücke hob einen Arm, zum Zeichen, daß er ver- standen habe, daß er nicht verstanden hatte?

Ein Gefäß der Unruhe befiel uns. Drüben schienen sie noch immer nicht mit ihrer grau- samen Arbeit zu Ende zu sein. Nun kam der Kapitän zur Brücke zurück: „Maschine stop“ be- fahl er.

„Lassen Sie sofort das Boot fieren und gehen Sie auf die „Kwang Tah“, befahl er mir. Nehmen Sie einen Revolver mit und bewaffnen Sie auch die unsere Bootsmannschaft. Niemand darf außer Ihnen an Deck.“

600 Menschen — und die Pest geht um

Nachdem die beiden Schiffe zum Stillstand gekommen waren und leise quer in der Dünung schlingerten, setzte ich das Boot aus. Nach we- nigen Minuten lagen wir an der Bordwand der „Kwang Tah“.

An der Reeling hingen einige Gestalten und klohten uns mit ausdruckslosen Augen an. Ein schauerlicher Berwünschungsgeruch lag über dem Schiff. An einer Stelle hing ein vergessener Fender, der halb im Wasser nachzog. Auf dem Achterschiff standen zwanzig bis dreißig Chinesen. Sie waren halb nackt, die in Fäden hängenden und schmutzigen Lumpen ließen Arme und Beine sehen, die mit grohen, dunklen Beulen bedeckt waren. Ich wußte sofort, was dies zu bedeuten hatte.

Die „Kwang Tah“ war ein Kuli-Transporter führte Hunderte Chinesen im Zwischenbeck. Und hatte die Pest an Bord!

Oben auf der Brücke stand ein Mann. Rund um die Brücke hatte er einen Stachelbragt ge- zogen, hinter dem Steuerhause stand ein Ma- schinengewehr.

„Wollen Sie zu mir auf die Brücke kommen?“

rief mir der Kapitän der „Kwang Tah“ zu. Ich näherte mich vorsichtig der Treppe zur Brücke, ohne sie zu betreten.

„Warum haben Sie uns dies nicht sofort gemeldet?“ fragte ich wütend hinauf. Der Kapitän der „Kwang Tah“ war ein Engländer. Er und der I. Offizier waren die einzigen Weißen an Bord.

„Reiß uns schon drei Dampfer hängen lassen und Reißaus nehmen“, war die recht einleuch- tende Erklärung des Kapitäns.

„Gut. Jetzt schleppen wir Sie aber nach Kagoshima. Sehen Sie sofort die gelbe Flagge.“ „Keine Flagge, „Q“ an Bord.“ kam es von oben zurück. Das war natürlich Lüge, ohne gelbe Flagge kann kein Schiff in einen Hafen einlaufen, auch wenn es keine Pest an Bord hat. In diesem Augenblick umringten mich einige der schlumpigen Gestalten.

„Wir haben Hunger!“ brüllten sie. „Hunger! Geben Sie uns Arzneien. Wir sterben hier... alle sterben...“

„Wieviele seid Ihr?“ rief ich durch den Tumult.

„Im Vordrisschiff zweihundert, im Zwischenbeck und achteren Ladeluken vierhundert.“ „Also sechshundert Menschen. Und dazu die Pest an Bord. Wir graute. Da hatte dieser Engländer diese vielen Menschen wie Schlach- tnieh geladen, ohne die geringsten sanitären Maßnahmen zu treffen.“

Im Kampf mit dem Taifun

„Haben Sie Ansol an Bord?“ rief ich zur Brücke hinauf.

„Nichts an Bord“, rief er zurück. „Lassen Sie diese Zeitvergebung. Das Barometer sinkt.“ „Ich werde von meinem Schiffe an Medika- menten senden, was wir verfügbar haben“, rief ich dem Briten zu. Damit kletterte ich in mein Boot und ließ mich mehr tot als lebendig auf die Ducht fallen. Wenige Minuten später er- reichte ich unser Schiff.

„Medikamente“ für so viele Menschen! Der I. Offizier zuckte mit den Achseln. „Woher nehmen?“

Das Barometer war um 18 mm gefallen. Je näher wir Japan kamen, desto mehr kamen wir in den Rea der Taifune, die von den Philip- pinen zuerst nordwärts zichen und dann entlang der japanischen Küste nach Nordost abbiegen.

Der Kapitän ließ einen ellenlangen Fluch vom Stapel, als er meinen Schreckensbericht hörte.

„Wissen Sie, was das uns kostet!“ wertete er. „Mindestens vier Wochen Quarantäne auf der Tanega Insel. Wir haben mehr Schaden, als uns der Bergelohn jemals einbringen kann.“

„Wir müßen die Tröße der Menschen Kapitän“, meinte einer der Leute. Dann fand wir das verpestete Gefindel los mitamt dem schurkischen Kapitän.“

Unser Alter ging schweigend die Brücke auf und ab. Seinem gerötetem Gesicht sah man es an, daß er einen schweren Kampf kämpfte. Niemand konnte ihm verbieten, die Tröße los- zuwerfen. Ein Taifun war im Anzug und mit dem schweren Anhängel waren wir nicht voll manövriertfähig. Wie würde die „Kwang Tah“ einen Hafen erreichen, um ihre Anflagen gegen uns zu erheben.

„Es bleibt bei Kagoshima!“ erklärte plötzlich der Kapitän. „Wir sind ein anfänglicher Fracht- dampfer und keine Kulischlachter. Mögen es auch armenelge Chinks sein, ich bringe das Schiff in den Hafen.“

Sechs Stunden später brach der Orkan los. Es war unser Glück, daß wir nicht in das Zen- trum des Taifuns gerieten. Schwer stampfte die „Kwang Tah“ hinter uns an der Tröße. Aber die Tröße hielt.

Sechs Wochen in Quarantäne

24 Stunden später liefen wir in die große Meereshucht, in der Kagoshima liegt. An un- serem Vorrat wehte die gelbe Flagge. Kaum, daß unser Anker gefallen war, kam eine japa- nische Polizeibarkasse herangeeiflossen.

Höfliche japanische Kerzte unteruchten unsere Mannichaft und prüften die Papiere.

Wir sahen nicht vier, sondern sechs Wochen in der Nacht in Quarantäne. Neben uns lag die „Kwang Tah“. Jeden Tag wurden drüben Tote von Bord gegeben. Bis die Krankheit all- mählich ausstarb. Die beiden Engländer lagen tagsüber auf der Brücke in ihren Liegestühlen und tranken Whisky. Wir hörten ihren groß- lenden Gesang bis zu uns herüber.

Als wir endlich an der „Kwang Tah“ vorbeis- dampften, schickten sie uns einen derben Fluch nach. Das war ihr Dank...

Im Quarantänehafen von Kagoshima wurde unser Schiff desinfiziert, sämtliche Räume ver- gast, um die Ratten auszurotten. Die Japaner machten dies alles mit vorbildlicher Ruhe, und mit viel höflichem Lächeln. Dann wurde uns endlich das Zertifikat ausgestellt, daß wir „rein“ waren. Die gelbe Flagge wurde eingeholt. Als wir ausliefen, wehte am Vorrat die japanische Flagge zum letzten Gruß. Dann verank die festliche Küste Kujukius in der Abenddämmerung.



Zum Tode von Agnes Straub
Die bekannte deutsche Schauspielerin ist in der Nacht zum 8. Juli an den Folgen einer Embolie gestorben. (Weltbild-M.)

Aus der Heimat

Büren, Dienstag, den 15. Juli 1941

Frischwaren

müssen sofort verkauft werden!

Der Reichskommissar für die Preisbildung nimmt in einem neuen Erlaß wiederholt scharf Stellung gegen den immer wieder zu beobachtenden Mißstand, daß Obst, Gemüse, Süßfrüchte, Frühkartoffeln und dergleichen in Läden und auf Bodenmärkten nicht sofort verkauft werden, weil die Wiederverkäufer angeblich die Rechnungen ihrer Lieferanten nicht rechtzeitig erhalten haben. Der Erlaß weist nachdrücklich auf die bestehenden Vorschriften hin. Danach sind die Lieferanten dafür verantwortlich, daß weder die Lieferanten noch die Berechnung der Ware sich verzögern. Die Wiederverkäufer müssen spätestens bei Eingang der Ware im Besitz der Rechnung oder eines Doppels davon sein. Im inländischen Warenverkehr ist das regelmäßig ohne weiteres möglich. Kann bei Auslandswaren ein Einfuhrhändler aus besonderen Gründen seinen Einkaufspreis nicht rechtzeitig ermitteln, so kann er seiner Kalkulation den Tageseinkaufspreis zugrunde legen. Auf der Rechnung hat er das zu vermerken. Ergeben sich dazu unzulässige Gewinne, so sind sie nach den bestehenden Vorschriften abzuführen. Die beteiligten Wirtschaftskreise sind von dieser Regelung bereits früher in Kenntnis gesetzt worden. Wer schuldhaft dagegen verstößt, wird nach einer erneuten Weisung, die der Reichskommissar an die Preisüberwachungsstelle gegeben hat, unmissverständlich bestraft.

Ein schönes Ergebnis erbrachte die am letzten Sonntag durchgeführte 4. Hausammlung für das Kriegshilfswerk für das Deutsche Rote Kreuz. In unserer Stadt wurde der Betrag von 1350,40 RM. gespendet, wiederum ein schöner Beweis der kameradschaftlichen Verbundenheit zwischen Heimat und Front.

Wieder Kohlenvorschuße. Der Reichsfinanzminister hat auch für 1941 wieder die Gewährung von Kohlenvorschußen zur Beschaffung von Brennstoffen für Reichsbedienstete ermöglicht. Für diese Kohlenvorschuße kommen sowohl Beamte wie nichtbeamtete Gefolgschaftsmitglieder des Reiches in Betracht. Es können unersinnliche Kohlenvorschuße auf die Bezüge bis zur Höhe von insgesamt 100 RM. je Antrag gewährt werden. Der Kohlenvorschuß wird nur unter der Voraussetzung gewährt, daß der Antragsteller seiner vorgesehenen Dienststelle die Bezüge über die beschafften Brennstoffe vorlegt. Die Kohlenvorschuße sind bis zum Schluß des Rechnungsjahres 1941, also bis zum 31. März 1942, in monatlichen Teilbeträgen abzugeben.

Keine Spekulation mit Baugrund. Der Reichskommissar für den sozialen Wohnungsbau bezeichnet in einem Erlaß an die Gaubauwirtschaftskommissare die Preisregelung des Baugrundes als ein Ereignis von revolutionärer Bedeutung. Der Erlaß zieht einen Schlußstrich unter die aus liberalistischen Gedankengängen entwickelte Praxis, auch den Preis des Grund und Bodens wie den jeder beliebigen anderen Ware nach den Gesetzen von Angebot und Nachfrage bestimmen zu lassen. In Zukunft soll die Gestaltung des Bodenpreises nicht mehr von Zufälligkeiten abhängig sein, die dem einzelnen einen oft völlig unverdienten Gewinn auf Kosten der Allgemeinheit in den Schoß warfen und die Neubautätigkeit erschweren. Der Bodenpreis soll vielmehr autoritär bestimmt werden. Damit sei ein scheidender Schritt zur Erfüllung des Punktes 17 des Parteiprogramms getan.

Instandsetzungen auf behördliche Anordnung. Auf Grund einer Venderungsverordnung zum Reichsmietengesetz wurde zu Beginn dieses Jahres allgemein angeordnet, daß Instandsetzungen zwangsweise durchgeführt werden können, wenn der Vermieter die Ausführung unterlassen hat. In Ausführung dieser Regelung wird jetzt durch eine Verordnung festgelegt, daß der Betrag von 30 v. H. der Miete nicht übersteigen darf, wenn ein Teil des Mietzinses infolge einer solchen behördlichen Anordnung für notwendige Instandsetzungsarbeiten in Anspruch genommen wird.

Kreis Büren und Nachbarkreise

Wewelsburg, 15. Juli. Altersjubiläum. Am heutigen Tage vollendet Frau Wwe. Anna K. Laer ihr 75. Lebensjahr. Sie ist körperlich und geistig noch recht frisch und gesund. Zehn Kinder, 45 Enkelkinder und 7 Urenkel wünschen ihr neben vielen Bekannten und Verwandten zu ihrem Geburtstag viel Glück und Segen. Mögen der Jubilarin noch viele frohe und gesunde Jahre im großen Kreise ihrer Familie beschieden sein.

Fürstentum, 14. Juli. Schulpersonale. Die akademische Lehrerin Frä. Anne Spicker wurde an der Mittelschule fest angestellt. Sie bestand 1928 an der Aufbauschule in Büren das Abitur und studierte in Göttingen und Münster Mathematik und Naturwissenschaften. Nach

Die Pflege der Milchzähne
ist genau so wichtig
wie die der bleibenden.

Chlorodont

weist den Weg zur richtigen Zahnpflege

Zurück zum echt bauerlichen Hausrat

Bauernstuben in der Stadt - Städtische Stuben auf dem Lande
Eine schöne Aufgabe für das bodenständige Handwerk

NSG. Der bauerliche Mensch ist mehr als jeder andere in das Wachsen und Werden wie in das Sterben und Vergehen der Natur hineingestellt. Immer wieder wird er seine tiefsten Kräfte aus dem Boden schöpfen, dem schon seine Väter und Vorfahren das Samenlohn anvertraut und eine Ernte nach der anderen abgerungen haben. Nachdem das Reichserbhofgesetz dem deutschen Bauern den Glauben an die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der erblichen Erde wiedergegeben hat, ist jenes bauerliche Selbstbewußtsein wieder lebendig geworden, das sich mit Stolz der bauerlichen Wohnkultur vergangener Jahrhunderte erinnert und das sich verpflichtet fühlt, aus bauerlichem Fühlen und Denken heraus den Bauernhof und seine Wohnräume nach den Gesetzen der eigenen Lebenshaltung zu gestalten.

Der ländliche Mensch verfügt in so vielen ungeschriebenen, aber wirksamen Gesetzen seines Daseins über einen eigenen Lebensstil, der — gewachsen aus dem Wissen und Erfahren von Generationen — ihm seine eigentümlich-bauerliche Haltung prägt.

Ein Bauer, der in einer städtischen Wohnung eine „Bauernstube“ betritt, muß gewiß still in sich hineinschauen. Da hat sich ein Liebhaber von Besonderheiten etwas Außergewöhnliches geleistet, das aber gar nicht in diese Umgebung paßt. Betreten wir aber ein Bauernhaus auf einem Dorf oder einen einzelnen liegenden Hof und finden dort in der Stube wie in den übrigen Räumen städtische Möbelstücke, dann lächelt wieder der Freund des bauerlichen Volkes oder der Bauer selbst, aber diesmal aus Mitleid und Enttäuschung.

Draußen ist das Land, der Geruch der Scholle dringt in die Stube, der Bauer und seine Leute kommen mit verdunsteter, schollenbehafter Kleidung zum Essen, zur Raft herein, und sie sollen sich in arbeitsbedingter Schwerfälligkeit auf schwache Stühle setzen, an einen Tisch, der mit Linoleum überzogen ist. Dann steht da noch ein „moderner“ Glaschrank an der Wand, oft angefüllt mit sinnlosen und billigen Geschirragarituren, die nie gebraucht werden. Und wenn man dann noch den auf getrichenen Fußboden betrachtet, möchte man am liebsten die Füße über die Schulter nehmen, um nicht darauf treten zu müssen. In einer solchen städtischen Stube kann sich der ländliche Mensch nicht frei bewegen und damit auch nicht mehr heimlich fühlen, und er ist froh, wenn er wieder herauskommt.

Die Bauernküche ist auch oft nicht mehr so wie sie sein soll. Da fällt ein weiß emaillierter Sparherd — in der Regel viel zu klein in der großen Küche — auf. Und gegenüber steht ein mit Schleiflack polierter Küchenschrank. Die einfache alte praktische Anrichte aber fehlt. Und auch in den anderen Räumen hat sich der Möbelteufel eingenistet mit modernen, geschmacklosen „Schlafzimmern“ mit pagigen

großen Spiegeln, mit Divans, auf denen eine ganze Reihe Zierflissen aufgestellt ist, sowie mit Kleiderschränken, die man alles andere denn als praktisch bezeichnen kann. Die alten, massiven Bettladen — sinnvoll verziert und bemalt — finden wir nicht mehr. Es fehlen die Truhen, die so viel in sich bergen können, was der Bauerin wertvoll ist, gar nicht zu reden von den alten breiten Kleiderschreibern, welche die Stube eines Bauernhauses so schön zieren.

Und wenn dann noch in der Stube ein moderner Kinderwagen steht, in welchen der Nachwuchs zu liegen kommt, statt einer kräftigen, praktischen und schönen Wiege, dann weiß man, daß die Verirrung in solchen Bauernhäusern schon recht weit fortgeschritten ist.

Städtischer Geist und städtischer Hausrat sind auch hier in allzu starker Nähe in die Wohnwelt des Bauern eingebrochen.

Ganz Nordwestfalen — Münsterland, Ravensberger Land, Lipper Land, Paderborner Land — ist dafür bekannt, daß hier eine jede Landschaft, was Hausrat und Inneneinrichtung anbelangt, ein eigenes Gesicht hatte.

Bis dann das Jahrhundert der Technik kam, das bei uns allerdings Jahrzehnte gebraucht, um den gebiegenen, von bodenständigen Handwerkern gearbeiteten und von der Mutter auf die Tochter vererbten Hausrat durch fabrikmäßig hergestellte Möbel zu verdrängen. Sie bestanden durch ihre Ausführung in fremden Hölzern, in Hochglanzpolitur oder Schleiflack das Auge und standen doch nackt und fremd da und machten, bei jeder lebendigen Beziehung, die bis dahin vom eigenen Wesen erfüllte Bauernstube nüchtern und leerlos.

Wir müssen wieder zurück zum echten bauerlichen Hausrat, der an keine Modeströmung gebunden ist. Zweckmäßig, eigenständig und zeitlos soll der Hausrat im Bauernhaus sein; fröhlich und eigenwillig gebaut und verziert, anheimelnd und vertraut.

In früheren Zeiten kam der Dorf-Schreiner ins Haus; er besah sich den Platz, wohin das Möbelstück zu stehen kommen sollte, und nach diesem Platz und seiner Umgebung wurde es geformt. Hier steht dem Dorfbewohner eine große Aufgabe bevor. Wenn er für den Bauern arbeitet, dann soll er städtische Vorlagen beiseite lassen. Hier kann er zeigen, ob er eigene Ideen, eigenen Gestaltungssinn und Schöpfungswillen besitzt. Und welcher Meister freut sich nicht über eigene Entwürfe, über gute Einfälle zur Ausschmückung und Verzierung seiner Arbeit? Was nützt, das ist, daß man dem bodenständigen Handwerker wieder die Aufgabe gibt, damit er Gelegenheit findet, verlorengegangene Fähigkeiten wiederzugewinnen und nach eigenen Entwürfen zu arbeiten. Nur so werden unsere Häuser im Münsterland, Minden-Ravensberger, Lipper und Paderborner Land auch nach ihnen wieder Bauernhäuser, die dem bauerlichen Menschen und seinen Kindern ein vertrautes Zuhause geben.

Rationierte Sommerreise

Erholung für alle - Regelung des Sommerferienverkehrs

Noch ehe die Sommerferien der Schulen begonnen haben, treffen aus fast allen Reise- und Erholungsgebieten, aus den Bädern und Kurorten Meldungen über eine ungewöhnlich starke Belegung ein.

Das amtliche Reichsorgan „Der Fremdenverkehr“ befaßt sich mit der in letzter Zeit eingetretenen weiteren Verschärfung der da und dort schon bestehenden Unterbringungsschwierigkeiten. Sie werden nicht nur verursacht durch die beträchtlich vermehrte Zahl der Gäste, die sich aus der Unwesenheit vieler Erholungs- und Heilungssuchender der Wehrmachtangehöriger, volksdeutscher Umsiedler, Sendlingen der Kinderlandverschickung und aus dem allgemein stärker hervor tretenden Ausspannungs- und Erholungsbedürfnis ergibt, sondern vor allem auch durch die Verengung des für die außerordentlich gesteigerten Erholungs- und Kurbedürfnisses zur Verfügung stehenden Raumes.

Das schon bestehende Mißverhältnis zwischen Nachfrage und Angebot wird sich mit Beginn der Sommerferienferien trotz ihrer unter normalen Verhältnissen störmildern Staffeln noch

weiter verschärfen. Es besteht jedenfalls in hohem Maße die Gefahr, daß ein großer Teil wirklich erholungs- und heilungsbedürftiger Volksgenossen sich vergeblich um ein geeignetes Unterkommen bemüht. Daher hat der Präsident des Reichsfremdenverkehrsverbandes, Staatssekretär Hermann Esser, den Landesfremdenverkehrsverbänden für die Durchführung einer schärferen Rationierung entsprechende Richtlinien gegeben.

Danach gilt als Leitfaden, daß im Hinblick auf die augenblickliche Verknappung des Beherbergungsraumes niemand zum Schaden der Allgemeinheit einen unzeitgemäßen, ungebührlich langen Urlaub in Fremdenverkehrrsorten verbringen darf. Solange eine solche Beschränkung erforderlich ist (also insbesondere während der Hauptreisezeit) muß der Aufenthalt auf drei bis vier Wochen begrenzt werden. Das gilt auch für alle Fremdenverkehrrsorten, auch für die Heilbäder und heilklimatischen Kurorte, wenn nicht ein ärztliches Attest beigebracht wird, daß die Notwendigkeit eines längeren Aufenthaltes besteht. Ausgenommen von dieser Beschränkung sind auch krankenbedürftige, ältere oder gebrechliche Personen und Mütter mit Kindern unter sechs Jahren, sofern sie aus luftgefährdeten Städten kommen, die von der erweiterten Kinderlandverschickung erfasst werden. Raum für alle hat unser wundervolles großdeutsches Reichland auch trotz des Ausfalles einiger in der Hauptreisezeit besonders bevorzugter Fremdenverkehrrgebiete. Voraussetzung dabei ist vor allem auch rücksichtsvolle Selbstbeschränkung des Reisepublikums im Sinne des Gemeinutzes und vernünftige Anpassung an die veränderten Bedingungen des diesjährigen Reise- und Erholungsverkehrs.

In froher Gemeinschaft

Immer neue Kindergärten der NSG.

In den Dörfern und Städten des Gaues Westfalen-Nord findet man auf Schritt und Tritt den Gedanken der Volksgemeinschaft in die Tat umgewandelt. Eines der sichtbarsten Merkmale mit ist der NSG-Kindergarten, den man wohl mit Recht den Mittelpunkt des bürgerlichen Lebens bezeichnen kann. Hier finden sich alle die Kleinkinder des Dorfes, die Vorfahren der Eltern, zu einer frohen und lebendigen Gemeinschaft zusammen. Hier lernen die Kleinkinder sich in eine Gemeinschaft einzufügen, die ihnen im frohen Geiste im Spiel und in der Ordnungsliebe Erziehungswerte vermittelt, von deren Wert sich jeder überzeugen kann, der einmal einen NSG-Kindergarten aufsucht. Die Kindergärtnerinnen sind für ihre Aufgabengebiete bestens geschult und verstehen, ein fast schon mütterliches Verhältnis zu der Kinderwelt und ein rechtes Vertrauensverhältnis zu der Eltern-

Schaft zu gewinnen. Mütter und Kindergärtnerinnen arbeiten Hand in Hand, und nimmt die Landfrau auch einmal die Hilfe der Kindergärtnerin in der Beprechung persönlicher Dinge in Anspruch.

Im Gau Westfalen-Nord war es noch immer so, daß gerade die Landbevölkerung, nachdem sich mit der Zielsetzung der NSG-Kindertagestätten vertraut gemacht hat, diese Einrichtungen besonders begrüßt. Die Kinder, die in der frohen Gemeinschaft aufwachsen, erweisen sich viel aufgeschlossener, als wenn sie sich allein überlassen bleiben, weil die Mutter tagsüber oft viel zu wenig Zeit und Gelegenheit hat, mit ihren Kindern zu beschäftigen, ihnen eine Anleitung zu geben, die dem kindlichen Gemüte entspricht. Die Mutter, die ihr Kind in den Kindergarten schickt, braucht auch keine Sorgen um die Aufsicht zu haben, denn ihre Vorfahren sind den Gefahren des Verkehrs entzogen. Im Spiel erhalten die Kinder ihre erste Erziehungsgrundlage. Die Kindergärtnerin unterläßt auch nicht, in die jungen Kinderleiden die rechte Liebe zu ihren Eltern hineinzupflanzen. Durch den persönlichen Gebankenaustausch zwischen Müttern und Kindergärtnerin besteht innerhalb der Dorfgemeinschaft ein enges Band, das aus dem gegenseitigen Vertrauen und der gegenseitigen Hochachtung beruht.

Erziehungsbeihilfen

für den Besuch der höheren Schulen

Unser Volk hat mehr denn je die Pflicht, darauf zu achten, daß keine Begabung ungenutzt bleibt. So gehören der Sohn oder die Tochter des Arbeiters, des Angestellten ebenfalls auf die höhere Schule, wenn sie nach dem Urteil ihrer Lehrer begabt und fleißig sind. Die Zusammenstellung der Bestimmungen über die finanziellen Erleichterungen mag für manche Eltern eine Anregung sein.

Das Schulgeld beträgt auf der höheren Schule monatlich RM. 20.—. Jeder Schule stehen freistellen oder Teilfreistellen zur Verfügung, die auf Antrag des Erziehungsberechtigten von dem Leiter der staatlichen oder städtischen Schule bewilligt werden. Voraussetzungen sind ein Einkommensnachweis, in dem die Gesamtwirtschaftslage, die Zahl und das Alter der unterhaltenden Kinder dargelegt ist, und gute Leistungen des Kindes in der Schule und ernste Streben. Für Klasse 1 wird sich die höhere Schule zunächst auf das Gutachten der Grundschule verlassen. Es müssen mehr als Durchschnittsleistungen nachgewiesen werden. Ein Gesuch kann bereits eingereicht werden, wenn das Kind die Grundschule noch besucht. Auch die arische Abstammung ist urkundlich zu belegen.

Die Geschwisterermäßigung wird ohne Rücksicht auf Leistungen auf Antrag nach folgender Aufstellung gewährt: Die Ermäßigung beträgt für jedes Kind: bei 2 Kindern ein Zehntel, bei 3 Kindern drei Zehntel, bei 4 Kindern fünf Zehntel, bei 5 Kindern sechs Zehntel, bei 6 und mehr Kindern sieben Zehntel des regelmäßigen Schulgeldbetrages. Soweit diese Geschwisterkinder unter 16 Jahren sind, ist es gleichgültig, ob diese älter oder jünger sind, ob und auf welcher Schule sie gehen, oder die Schule bereits verlassen haben. Geschwister vom vollendeten 16. bis zum vollendeten 24. Lebensjahr werden nur mit gezählt, wenn sie zu Beginn des Schuljahres selbst in Schulbildung oder in der Ausbildung für einen künftig gegen Entgelt auszuübenden Lebensberuf stehen und nicht ein eigenes Mindesteinkommen von 40.— RM. haben.

Eine willkommene Beihilfe ist die kostenlose Überlassung von Schulbüchern, die von den Schulbuchverlagen nach einem bestimmten Umrechnungssatz den Schulen für diesen Zweck überlassen werden. Diese Freieigentümer werden Eigentum des Schülers. Für auswärtige Schüler können die Kosten der Monatsfahrten zum erheblichen Teil erübt werden, ebenfalls die Kosten für die Pension. Die letzten beiden Punkte kommen für linderreiche Familien mit mindestens 4 Kindern in Betracht. Eine Witwe, eine alleinstehende oder geschiedene Frau gilt auch dann als linderreich, wenn sie weniger als 4 Kinder hat. Dabei kommt es nicht darauf an, daß diese Kinder noch schulpflichtig sind; einige von ihnen können schon verheiratet sein oder eigenes Einkommen haben. Die Schule hat solche Anträge, die bis zum 1. März jeden Jahres einzureichen sind, an das zuständige Finanzamt weiterzuleiten. Schließlich gibt es noch Erziehungsbeihilfen aus Reichsmitteln für hoch begabte Kinder.

Aus der Bewegung

DKA-Vereinschaft (m), Büren. Alle DKA-Männer treten heute (Dienstag) pünktlich 9 Uhr vor dem alten Landratsamt, Wolff-Hitler-Straße, zum Dienst an.

Aus der Reihe der Toten

Fürstentum: Uffz. Josef Wegener, 27 J. Salzkotten: Uffz. Hans Schröder, 20 J. Thüle: Pionier Konrad Sonntag, 30 J. Schreinermeister Bernhard Dribusch, 86 J. Ahlen: Wwe. Maria Ebers geb. Koch, 47 J. Gesele: Uffz. Leopold Kasperst, 29 J. Rentnerin Josefine Haffe, 82 J. Paderborn: Georg Ebbes, 12 J.; Frau Maria Wolke geb. Kellen, 45 J.; Wwe. Anna Gausmann geb. Kienle, 74 J.; Johannes Schnieper, 58 J.; Dalsheim: Gefr. Hubert Spindeler, 29 J.; Gesele: Bauw. Anton Adrian, 86 J.; Pippstadt: Jungfr. Elfi, Bertram, 18 J.; Mettinghausen: Landwirt Hermann Köhler, 69 J.

Hauptschriftleiter: Emil Reuber, Pippstadt; verantwortlich für den heimatischen und Anzeigenteil: Otto Birkle, Büren; Verlag und Druck: O. J. Laumanns, Pippstadt. (Z. Z. ist Preisliste Nr. 8 vom 1. Jan. 1941 gültig)

Ercheint täglich mit
2,01 RM. ein
(einschließlich Posten)
Betriebsführung usw.
Bezugspreis: Anzei-
nicht geschäftlicher Be-
trieb 15 Pfg. Be-
nachlaß, Gerichtssta-
Kostenl. Beilage

Nr. 164 (1. Bl.

Bei E

Berlin, 15. 7.
durch die stark be-
deutsche Verbände a-
auf Kiew vor. Die
und Verbleibem ge-
kärft durch zahl-
Einheiten, verlusten
stehenden Keil der
greifen. Obwohl
eingeschlossene stark
felle Ausbruchsver-
zahlenmäßig weit
nach zwei Tagen die
Die eingeschlossenen
Verbleibem werden
nommen. Der Wilt-
wurde überall ge-
hatten hohe Verluste
Gerät.

Die Opera im stetige

Verorgungshafen H-
Schiffe auf der We-
belegt — Zwei Fre-
auf zwei

Aus dem Kri-
15. Juli. Das Ob-
gibt bekannt:

Die Operationen
fortschreiten.

Im Kampf ge-
dierte die Luftmas-

Washington, 15. 7.

seinen Mitarbeitern
teilung, daß Präsi-
Beisprechungen mit
NSA-Notte, warnu-
schiffe, A-Boote un-
öffnen, bekäftigt
all diesen Beispre-
den festen Entschlu-
Umständen den Kri-
durch Herbeiführung
aufzuheben. Einbe-
den Befehl, unter
griffshandlungen an
Zwischenfall herbei-
so laute Wiltke, Ro-
des Kriegszustandes
stellen.

Wiltke bekäftigt
Welt weih, daß
Krieger nachläßt
Verbündeten äußere
Ereignisse haben be-
päische Auseinander-
famischen Kontinent
der kriegsliferne
Staaten dazu aem-
die ihn und seine
betrogenen amerika-
des kriegsführenden
Schicksal bedeute-
raufnahme, denn der
Kriegsentscheid und sei-
deutens so alt wie die
Es ist deshalb ver-
in seiner histerischen
Englands und des
Wendung herbeifüh-
endgültigen Nieder-
Sene gekelt werden
Nacht seiner Mittel-
nordamerikanischen
unehrlich und hinte-
Politik überhaupt.
sche Volk wird dur-
Schliche des Präsi-
und belogen.

Bis zum jetzigen
trotz aller Bemühen
nicht gelungen, das
britischen Krieg ein-
massiven Drohungen
zuwege gebracht, die
Kriegführung zur
Englands milderten